



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Die deutsche Vorgeschichte**

**Kossinna, Gustaf**

**Leipzig, 1921**

4. Eisenzeit.

---

[urn:nbn:de:hbz:466:1-75833](https://nbn-resolving.org/urn:nbn:de:hbz:466:1-75833)

Ich glaub, der Deutsch' erfreut sich einer größern  
Anlage; der Italier doch hat seine mindre  
In diesem Augenblicke mehr entwickelt.  
Hermann, in H. v. Kleists Hermannschlacht (1808).

#### 4. Eisenzeit.

Die Zeit des Aufkommens der Eisentechnik in Europa; früher für Südeuropa weit überschätzt, nunmehr dort als nicht viel älter festgestellt, denn in Mitteleuropa und bei den Germanen. — Die Sicherheitsnadeln oder „Sibeln“ der Germanen der römischen Kaiserzeit sind durchaus einheimisch germanische Schöpfungen; West- und Ostgermanen; Klimasturz in der frühen Eisenzeit und Auswanderung der Nordgermanen; Wandalen, Burgunden, Goten; die Gruppen der Sibeln; die sich ablösenden Stilrichtungen. — Germanischer Schmuck zur römischen Kaiserzeit; germanische Tierköpfe der Völkerwanderungszeit; Eroberung Englands. — Germanische Keramik vom Ende der vorrömischen Zeit (Latène-Zeit); Entwicklung des Mäanders. — Germanische Keramik zur römischen Kaiserzeit; Fortbildung des Mäanders bei West- und Ostgermanen. — Germanische Waffen der vorrömischen Zeit und der römischen Kaiserzeit. Vollendete Schmiedekunst der Ostgermanen, besonders der Burgunden (Provinz Posen); verzierte Waffen; Reitkunst; Trinkhorn. — Die Germanen im Urteil anderer Völker. — Germanen auf Bildwerken des Altertums; das Denkmal bei Adamklissi. — Darstellungen anderer Völker auf Bildwerken des Altertums; Adamklissi, klassische Archäologen und Vorgeschichtsforschung.

Jahrzehntelang hatte man in Nordostdeutschland, wo allein man während des größten Teils des 19. Jahrhunderts allen vor- und frühgeschichtlichen Epochen des Landes mit gleicher Liebe und gleichem Ernste ein eindringendes Studium widmete, die großen Urnen-Gräberfelder der Eisenzeit als Hinterlassenschaft der frühmittelalterlichen Wenden aufgefaßt. Es war das ja auch natürlich, solange man die Bronzezeit, die man schon damals richtig, freilich nur zufällig richtig, als germanisch auffaßte, in das erste Halbjahrtausend n. a. Chr. versetzte. Wiederum war es Lisch, der hier dem eingewurzelten und von ihm selbst nur zu lange gehegten Vorurteile entgegentrat. Im Jahre 1865 erkannte er, daß die vermeintlichen Wendengräber mit der bekannten „Wenden-

fibel" (Textabb. 279, 280) tatsächlich germanische Friedhöfe aus der früh-römischen Zeit des ersten und zweiten Jahrhunderts nach Chr. seien.

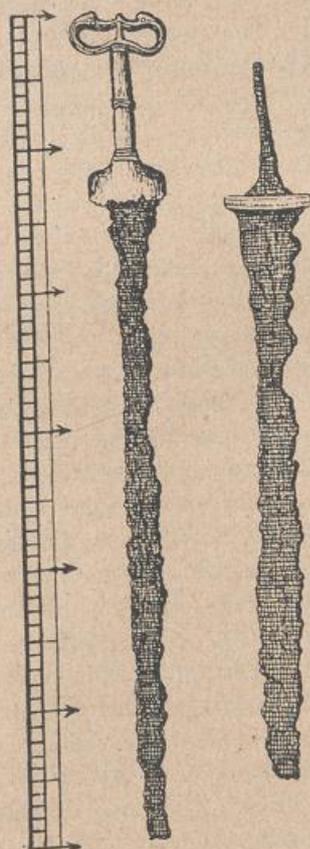
Damit mußte die Bronzezeit in ihrer Gesamtheit, also auch mit ihrem Ende, in die Zeit vor Chr. verlegt werden. Diesem Vorgange von Tischschlossen sich im Jahre 1870 Montelius und auch Worsaae an. Der Norweger Undset hat dann 1880 in seinem weit mehr noch Norddeutschland als Skandinavien gewidmeten Werke über „das erste Auftreten des Eisens in Nordeuropa“ den weiteren Schritt getan, die von Hans Hildebrand zuerst erkannte und mit dem Namen des Fundortes Latène bezeichnete vorrömische Eisenkultur in die letzten beiden Jahrhunderte vor Chr. zu stellen. Und unser unvergeßlicher Otto Tischler (Taf. XXIV, Abb. 266), der durch seine Reise Studien in ganz Europa die gesamteuropäische Vorgeschichte beherrschte, worin er in Deutschland einzig dastand, erkannte 1881, daß diese Latènekultur nicht nur die beiden letzten, sondern die vier letzten Jahrhunderte vor Chr. umfaßte, daß demgemäß die Schlußperiode der germanischen Bronzezeit mit der österreichisch-süddeutschen Hallstattperiode zusammen fallen müsse. Diesem Vorgange Tischlers schloß sich Montelius in seinem epochemachenden Werke von 1885 (S. 132) wiederum an. Seine letzte Periode der germanischen Bronzezeit, die sechste, ließ er nun um 400 vor Chr. endigen. Dem gegenüber stellte Kossinna 1902 fest, daß diese Schlußperiode VI germanischer Bronzezeit vielmehr schon eine offenkundige Eisenzeit sei, zum mindesten in Norddeutschland, und rückte gleichzeitig den Beginn dieser Eisenzeit, im Einklang mit den neueren Ergebnissen der Zeitbestimmung im übrigen Mitteleuropa und in Gesamteuropa, bis in den Anfang des 8. Jahrhunderts vor Chr. hinauf. Neuerdings hat sich auch Montelius, wenigstens was die relative Zeiteinteilung angeht, dieser letzten Ansicht angeschlossen.

Allein trotz alledem wäre nach der bis vor kurzem herrschenden Anschauung für die Germanen und für ganz Mitteleuropa in ihrem Verhältnis zu Südeuropa ein großer Kulturunterschied festzustellen gewesen zwischen dem Beginn der Bronzezeit und dem Beginn der Eisenzeit. Die Bronzezeit zwar setzte, wie man sah, in Mitteleuropa und Südeuropa annähernd zu gleicher Zeit ein; der Beginn einer Eisentechnik und einer darauf gegründeten Kultur sollte dagegen in Südeuropa, zumal im Küstengebiet des östlichen Mittelmeeres, um viele Jahrhunderte früher einsetzen als in Mitteleuropa. Ja für Ägypten sollte der Unterschied gar Jahrtausende betragen, da man nicht glauben wollte, daß die Pyramiden, deren Entstehung um 2800 vor Chr. beginnt, mit Arbeitsgeräten aus bloßem Stein und weichem Kupfer zustande gebracht wären, zumal auch ein paar verdächtig alte Sunde von Eisenstücken, jedoch nicht von eisernen Arbeitsgeräten, in den Pyramiden und anderwärts gemacht worden sein sollten.

Auch diese wissenschaftliche Frage hat sich seitdem bedeutend zugunsten Europas und also auch zugunsten der Germanen verschoben.

Gegenwärtig ist der Stand unserer Kenntnisse folgender:

Wir wissen heute, daß bearbeitetes Eisen auch in Ägypten nicht vor 1500 vor Chr. nachweisbar ist, Eisenwaffen sogar erst seit 1200 vor Chr. dort in Gebrauch kamen. Für Griechenland und Süditalien gilt ungefähr



Ctm.

Abb. 267. Billerbeck, Kr. Pyritz, hinterpommern.

2 Eisenschwerter, das linke mit Bronzegriff, Knauf mit Dogelköpfen, das rechte mit Bronze-Scheidenmündung, wie bei den germanischen Schwertern jüngster Bronzezeit; leider durch Rost sehr zerstört. Gefunden in einem „riesenhaften Steinhügelgrabe“ neben einem Skelett (Stubenrauch: Balt. Stud. N. S. VIII, S. 121).

das nämliche: auch dort beginnt eine Eisenzeit erst ganz am Schluß der mykenischen Zeit, d. h. um 1200 herum oder am Ende des 13. Jahrhunderts. In Mittelitalien ist dies erst im 11. und in Norditalien erst im 10. Jahrhundert der Fall; in Norditalien bürgert sich aber das Eisen so langsam ein, daß dort

auch noch im 9. Jahrhundert Waffen ebenso oft aus der altgewohnten Bronze, wie aus dem neumodischen Eisen hergestellt wurden.

Nördlich der Alpen tritt das Eisen, ähnlich wie in Oberitalien, häufiger erst im 10. Jahrhundert auf, doch zunächst nur als Schmuck, dagegen als Stoff für die Waffen erst im 9. Jahrhundert.

Bei den Germanen Norddeutschlands finden wir das Eisen gleichfalls schon im 10. Jahrhundert, also seit Beginn der Bronzezeitperiode V, vielfach als Schmuck und für die Herstellung von Toiletengeräten verwendet, also für Nadeln und Messer, bei Waffen jedoch erst später. Wann das letztere geschah, ist schwer mit Sicherheit festzustellen, da der germanische Begräbnisgebrauch in diesen Jahrhunderten die Beigabe von Waffen durchaus meidet. Leider enthalten auch die Depotfunde der frühesten Eisenzeit niemals Waffen, sondern nur Schmuck und Geräte anderer Art. Wir kennen daher aus dem 8. Jahrhundert so gut wie gar keine germanischen Waffen; ein paar Eisenschwerter dieser Zeit gleichen genau den großen süddeutschen und österreichischen Eisenschwertern vom jüngsten Hallstatt-Charakter, werden also wohl aus Süddeutschland und Österreich eingeführt worden sein. Damit würde es stimmen, daß unser Wort 'Eisen', das urgermanisch \*isarna — oder \*isarno — gelautet haben muß, ebenso bei den Kelten vorkommt, wo es urzeitlich \*isarnon gelautet haben muß. Die Sprachforschung war bis vor kurzem der Meinung, daß das germanische Wort aus dem Keltischen entlehnt sei. Da das erste Eisen bei den Germanen zur Zeit der Bronzeperiode IV—V mehr östlich, als westlich der Elbe erscheint, und die Germanen damals überhaupt weit mehr Kulturzusammenhänge mit den Illyriern Ostdeutschlands, als mit den Kelten Westdeutschlands besaßen, so möchte man daraus schließen, daß die Germanen die Kenntnis der Eisengewinnung und des Eisenschmiedens eher von den Illyriern übernommen hätten, als von den Kelten. Leider wissen wir von der Sprache der Illyrier so außerordentlich wenig. Um so eher ist es uns aber gestattet, aus den erwähnten Verhältnissen den Schluß zu ziehen, daß das Wort „Eisen“ ursprünglich ein allgemein mitteleuropäisches, den Illyriern, Kelten und Germanen gemeinsames gewesen sei. — Im 7. Jahrhundert treten dann vereinzelt einheimische germanische Eisengewaffen auf (Tertabb. 267).

Somit haben wir bei den Germanen selbst im Vergleich mit Ägypten nur einen Unterschied von vier Jahrhunderten für den Eintritt einer umfassenden Eisentechnik, mit Oberitalien aber gemessen beträgt dieser Unterschied bei den Germanen nur ein Jahrhundert.

Wenden wir uns nun zur Darstellung des Kulturinhalts der germanischen Eisenzeit, so ist dieser von einer solchen Fülle und Mannigfaltigkeit, daß wir hier noch weit weniger als bei der Bronzezeit auf eine auch nur annähernd ausreichende Schilderung auch nur einer einzigen der zahlreichen Perioden der

vorrömischen und der sog. römischen Eisenzeit, der Völkerwanderungs-Epoche und der folgenden frühgeschichtlichen Perioden uns einlassen können. Dazu kommt hier die große Mannigfaltigkeit der gleichzeitigen Schattierungen germanischer Kultur infolge der nun einsetzenden Gewinnung von ganz Mitteleuropa, später von ganz Europa und noch darüber hinaus von Nordafrika für die germanische Herrschaft, für die germanischen Siedlungen und Kulturen.

So müssen wir uns hier auf eine kleine Auswahl einiger Kulturerscheinungen beschränken, die vornehmlich dem letzten vorrömischen Jahrhundert, d. h. dem Ausklang der sog. Latène-Zeit, und dem sog. römischen Zeitraum, d. h. den ersten vier Jahrhunderten unserer Zeitrechnung, entnommen werden sollen.

Beginnen wir mit der Sicherheitsnadel, deren hohe Bedeutung für die Darstellung germanischer Kulturverhältnisse wir schon in dem Kapitel „Bronzezeit“ kennen lernten.

Nicht völlig gleich, aber ganz ähnlich wie mit den germanischen Sicherheitsnadeln der Bronzezeit, steht es mit den germanischen Sicherheitsnadeln oder Sibeln der römischen Kaiserzeit. Allgemein galten sie einst, wie schon in der Einleitung ausgesprochen wurde, mit allem Hab und Gut der damaligen Germanen für römische, d. h. italisch-römische, nicht etwa provinzialrömische Arbeit. Diese Ansicht vertrat noch vor 30 Jahren der hervorragendste aller deutschen Prähistoriker des vorigen Jahrhunderts, der vorher schon genannte ausgezeichnete Gelehrte Otto Tischler in Königsberg. Später, als man sah, daß die germanischen Sibelarten in Italien vollständig fehlen, meinte man wenigstens, sie stammten von den Römern an Rhein und Donau, die ja eine besondere vom Italischen abweichende Kultur entwickelt haben. Diese provinzialrömischen Kulturen sind also durchaus keine italischen, sondern vielmehr unter römischem Einfluß erfolgte Weiterbildungen der vorrömischen, einheimischen Kulturen der keltischen, rätischen, pannonischen (illyrischen) Völkerschaften. Während nun die Sibeln dieser ungermanischen Kulturen vorrömischer Zeit vielfach auch in Germanien vorkommen, also dorthin verhandelt worden sind, hört die Übereinstimmung der beiderseitigen Sibeln gänzlich auf, sobald die Rhein- und Donaugebiete unter die Herrschaft der Römer kommen. Die Begründung der römischen Herrschaft in diesen Gegenden, durch die römisches Wesen den Germanen so nahe auf den Leib rückte, bedeutet also für die Germanen keine kulturelle Annäherung an Südeuropa oder an Rom, keine Steigerung des Einfuhrhandels von Süden nach Norden, sondern sie hat vielmehr eine Grenzscheide errichtet, an der die vorher regen Verkehrs- und Handelsverbindungen nunmehr für lange Zeit ziemlich abgeschnitten wurden. Wenigstens gilt das für das Rheingebiet seit Cäsars Auftreten, nicht sogleich für das Donaugebiet Österreichs, wo Einfluß und Macht der Römer erst mehr

als ein Jahrhundert später im Grenzgebiet zu wirklicher Herrschaft gelangten. Infolgedessen sehen wir von hier aus noch eine Zeit lang weiter einen gewissen Kulturaustausch der alteinsässigen Bevölkerung mit der germanischen, namentlich mit den Markomannen in Böhmen, obwalten.

Die römische Grenzsperrung aber war für die Entwicklung germanischer Art ein Segen. Nunmehr zeigen sich bei allen germanischen Stämmen völlig selbständige Sonderentwicklungen, die zu den schönsten Formen führen. Das Verdienst, nach vieljähriger Forschung, die er ausschließlich diesem Gegenstande zugewandt hatte, den einheimisch-germanischen Ursprung aller Sibelgruppen Germaniens für die Kaiserzeit endgiltig bewiesen zu haben, erwarb sich dann der Schwede Almgren. Keine Spur italisch-römischer Einwirkung weisen diese sauberen, zierlichen, ebenso geschmackvollen als praktischen Zierstücke auf: so lautete das Ergebnis seiner eindringenden Bemühungen.

Eine besonders scharfe Stammesgrenze der Germanen, die Scheide zwischen West- und Ostgermanen, die ungefähr dem Bette der unteren und mittleren Oder und dann der Lausitzer Neiße aufwärts folgt, prägt sich auch in den sehr scharfen allgemeinen Unterschieden aus, die in Bau und Verzierung der Sibeln dieser beiden Hauptstämme herrschen. Kossinna hatte mittlerweile in einer grundlegenden Arbeit nicht nur diese Tatsache, sondern die andauernde kulturelle Sonderstellung der seit dem 8. Jahrhundert vor Chr. nach Ostdeutschland vorgedrungenen ostgermanischen Stämme nachgewiesen, denen gegenüber die seit Beginn der Bronzezeitperiode westlich der Oder eingewanderten Altgermanen nunmehr zu Westgermanen wurden. Die Herkunft der Ostgermanen aus Westoderland und Ostskandinavien und die zu verschiedenen Zeiten erfolgte Einwanderung ihrer einzelnen Stämme in Hinterpommern und ins untere linksseitige Weichselgebiet und ihre weitere südliche Ausbreitung hatte Kossinna schon ein Jahrzehnt früher aufgedeckt. Diese wissenschaftliche Errungenschaft war so folgenreich, daß zum besseren Verständnis dieses Kapitels kurz hierauf eingegangen werden muß. Und wie für Kossinnas Erkenntnis der Einwanderung der Altgermanen der alten Bronzezeit aus Südwestskandinavien und Dänemark nach Nordwestdeutschland das Anderlinger Grab als merkwürdige Bestätigung der bisherigen Beweise sich einstellte, hat sich Ähnliches auch für Kossinnas Ansicht über die früheisenzeitliche Einwanderung der Ostgermanen aus Südostskandinavien nach Nordostdeutschland neuerdings zugetragen.

Am Schluß der Periode V der Bronzezeit, also um 750 vor Chr., hatten die Altgermanen an ihrem Ostflügel in Hinterpommern gegenüber den ostdeutschen Illyriern so viel Gebiet gewonnen, daß ihre nunmehrige ostelbische Südgrenze folgendermaßen verlief: vom Einfluß der Mulde in die Elbe nahe bei Dessau in einer nordostwärts ausgehenden Linie nach Berlin, weiter über Bernau, Oderberg, von hier am rechten Oderufer ein wenig aufwärts

bis Gütstebiese, dann ostwärts nach Soldin und Arnwalde bis sie die Neze nahe bei Czarnikau in der Provinz Posen trifft, nun nordwärts nach Schneidemühl und weiter ostwärts, bis sie bei Graudenz die Weichsel überschreitet und nun nordwärts längs Nogat und Frischem Haff bis zum Samland läuft.

Nachdem so die Weichselmündung in die Hände der Altgermanen gekommen war, machten sie sie zum Stapelplatz für den samländischen Bernstein, der nach Ablauf der Frühperiode der Bronzezeit dem Welthandel entfremdet worden war. Denn seit dem Ende der Periode II der Bronzezeit wurde an der unteren Weichsel, wie im westlichen Samlande (Kr. Fischhausen) und im Küstengebiete des Kurischen Haffes durchaus der illyrische Einfluß herrschend, der zu Lande keinen weiten Weg hierher hatte, während der auf den Seeweg von Dorpommern her angewiesene germanische Einfluß weit schwächer blieb. Bei den Illyriern ist um diese Zeit der Bernsteinschmuck noch nicht (oder nicht mehr) geschätzt worden. In Periode V der Bronzezeit wird der nun von Danzig her sehr nahe gerückte altgermanische Kultur- und Bevölkerungseinstrom im westlichen Samland schon recht merkbar: der illyrische Einfluß ist von nun an hier ausgeschaltet.

Ungemein stark wird der germanische Einfluß im Küstengebiet des Frischen Haffes und des westlichen Samlandes aber erst, nachdem die in der frühesten Eisenzeit neu eingewanderten Nordgermanen Westpreußens und Hinterpommerns mit der älteren (west-)germanischen Bevölkerung dieses Gebiets zu dem einheitlich ostgermanischen Volke der Wandilier verschmolzen waren und eine in vielen Stücken für sich stehende Abart germanischer Kultur geschaffen hatten.

Die Altgermanen hatten seit dem Ausgange der Bronzezeit die von ihnen gewonnene Weichselmündung nämlich auch zum Mittelpunkt für den Verkehr nach dem östlichen Skandinavien gemacht, der bis dahin für ganz Skandinavien von der Obermündung ausging. So war der Blick der Ostskandinavier auf das Weichselgebiet gelenkt worden.

Im 8. Jahrhundert vor Chr. brachen nordgermanische Scharen in zuerst geringer, später sich verstärkender Zahl bei Danzig in das äußerste östliche Grenzgebiet der Alt- oder Westgermanen ein. Sie besetzten nicht nur den westgermanischen Osten in Westpreußen und im östlichen Hinterpommern bis zur Rega und weiter südlich bis Märk. Friedland, Deutsch-Krone, Czarnikau an der Neze, wo sie sich als Herrenschicht über die westgermanische Grundbevölkerung lagerten, sondern machten das gleiche mit der illyrischen Bevölkerung des südlichen Westpreußens, westlich der Weichsel, sowie in Nordposen bis zur Neze, später auch in Südposen, sowie in einem schmälern Strich des angrenzenden Mittel- und Niederschlesiens (Kr. Grünberg, Freistadt, Glogau, Guhrau, Militzsch, Trebnitz, Ols, Namslau), in Niederschlesien (Kr. Grünberg, Freistadt, Sprottau, Glogau, Steinau, Liegnitz) sogar noch südlich

der Oder. Ihre Westgrenze verläuft hier von Czarnikau an der Neze über Neubrück an der Warthe, Neutomischl, Grätz, Frauastadt, Grünberg, Sprottau, Glogau, Steinau, Liegnitz, Auras, Ols bis Namslau; ihre Ostgrenze fällt vom südlichsten posenschen Kreise, Kempen, nordwärts bis nahe an die Weichsel in der Hauptsache mit der alten preußisch-russischen Grenze zusammen und schwenkt nur vom Goplosee im Kreise Strelno bis an die Weichsel erheblicher nach Russisch-Polen hinein. Und diese östliche Ausbiegung setzt sich rechts der Weichsel in Ostpreußen fort, wo die Wandilier zuletzt auch das Gebiet bis Neidenburg und Osterode gewinnen, von wo ihre Ostgrenze über Liebstadt, Bartenstein nach der Pregel­mündung verläuft. Die von ihnen neu-



Abb. 268.  $\frac{1}{6}$ . Witoslaw, Kr. Wirsiß, Nordposen.

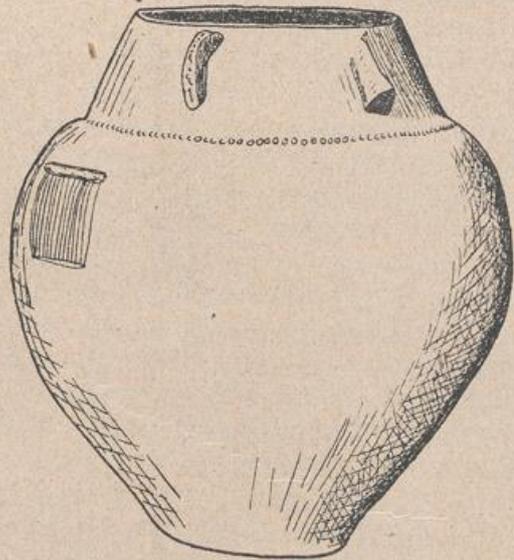


Abb. 269.  $\frac{1}{6}$ . Lindenwald (Womwelno), Kr. Wirsiß, Nordposen.

(Mannusbibl. 2, S. 55).

geschaffene ostgermanische Kultur dringt nun, wie vorher bemerkt, in starkem Maße nach den genannten Gebieten Ostpreußens hinüber. Wenigstens ist das der Fall, was die Bronzeindustrie anlangt; im westlichen Samland läßt sich aber stellenweise auch die sehr eigenartige ostgermanische Keramik der frühesten Eisenzeit nachweisen.

Die Charakterform dieser Keramik ist die Gesichtsurne (Textabb. 268, 269), die sich durch eine Reihe von Jahrhunderten als solche hält. Ich habe schon im Jahre 1900 gezeigt, daß wie im Harzgebiet Haus- und Gesichtsurnen eng verbundene Erscheinungen der frühesten Eisenzeit sind, so auch die sog. pomerellischen Gesichtsurnen in engem Zusammenhange mit den ihnen nächstgelegenen Hausurnen zu betrachten sind. Diese kennen wir aber aus

Bornholm, Schonen, Östergötland und Gotland; weiter weg sind nordische Hausurnen noch aus Jütland bekannt. Es war für mich eine Bestätigung

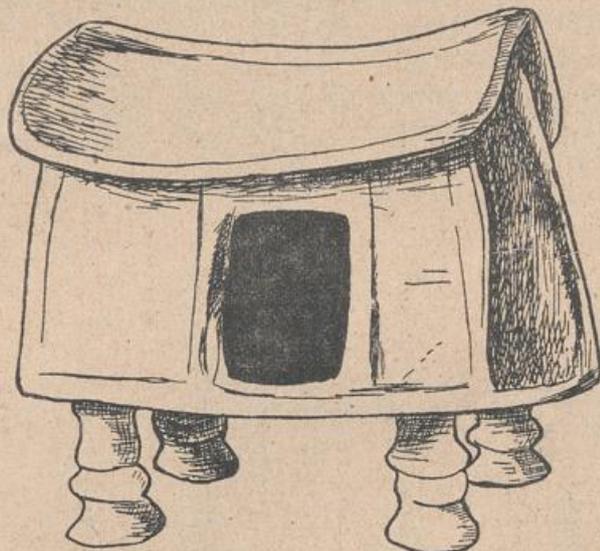


Abb. 270.  $\frac{1}{2}$ s. Obliwitz, Kr. Lauenburg, Hinterpommern.



Abb. 271.

Schwedische Hausurnen aus Schonen und Kalmar.



Abb. 272.

meiner Anschauung, als neuerdings innerhalb der wandilischen Kultur mit ihren Steinplattenkisten und Gesichtsurnen im östlichsten hinterpommerschen

Kreise, Lauenburg, auch einige Hausurnen zutage kamen (Textabb. 270), allerdings mit Firstdach und nicht mit Runddach, Rauchloch und Salzdeckelverschluß, wie diejenigen nordischen Hausurnen, denen die Gesichtsurnen mit ihren Salzdeckeln so nahe stehen (Textabb. 271—275). Am nächsten kommen die Gesichtsurnen in ihrem gewöhnlichen Typus (Textabb. 268) den jütländischen Hausurnen (Textabb. 273—275), nicht bloß durch die Salzdeckel, sondern auch im Körperbau. Salz- oder Stöpseldeckel und übergreifende Mähendeckel kommen nun auch bei gewöhnlichen Urnen häufig auf Bornholm, Møen und in Jütland vor. Es gibt aber auch Hausurnen

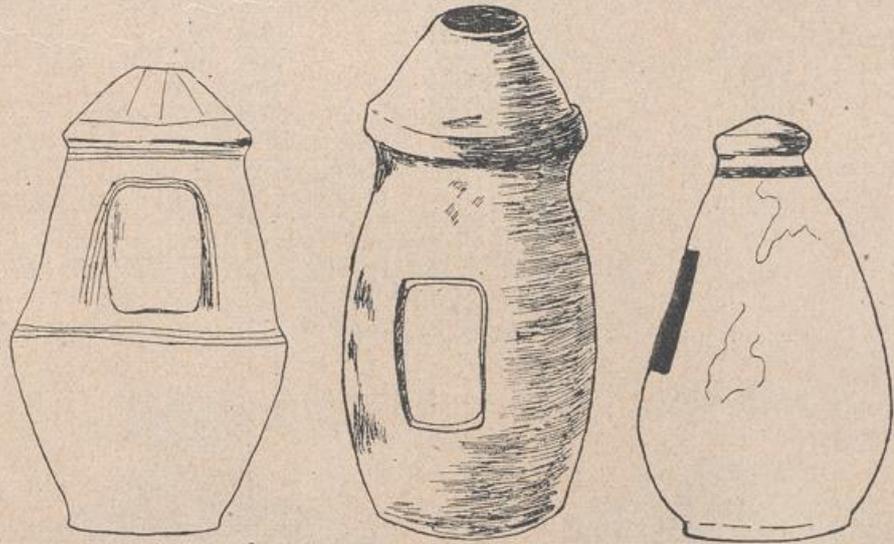


Abb. 273—275. Jütländische Hausurnen.  
(Abb. 270—275, nach Schulz-Minden, das germanische Haus. Mannusbibl. 11.)

von annähernder Kugelgestalt, ähnelnd dem zweiten seltenen Typus der Gesichtsurnen (Textabb. 269).

Nun kann ja eine solche Zuwanderung, wie sie zu der Bildung der wandilischen Ostgermanen notwendig war, kaum von einem einzigen Gebiete ausgegangen sein, sondern muß wohl von mehreren mehr oder minder benachbarten und verwandten Stämmen vollzogen worden sein. Ich nannte schon das südliche und östliche Schweden, Gotland, Bornholm und Jütland. Darum werden wir auch nur schwer dazu kommen, aus den Gerätformen und dem Grabritus des von der See aus neubesiedelten großen Gebietes der Ostgermanen genauere Aufschlüsse über die Herkunft der einzelnen Teile der neuen Bevölkerung zu gewinnen, zumal es Jahrhunderte gedauert hat, bis diese Einwanderung sich vollzog und eine andauernde, enge Verschmelzung mit der Kultur der Grundbevölkerung stattfand. Leuchten doch die Spuren

westgermanischer Kultur und im Süden des Gebietes sogar illyrischer Kultur noch lange durch die neugeschaffene ostgermanische Decke hindurch.

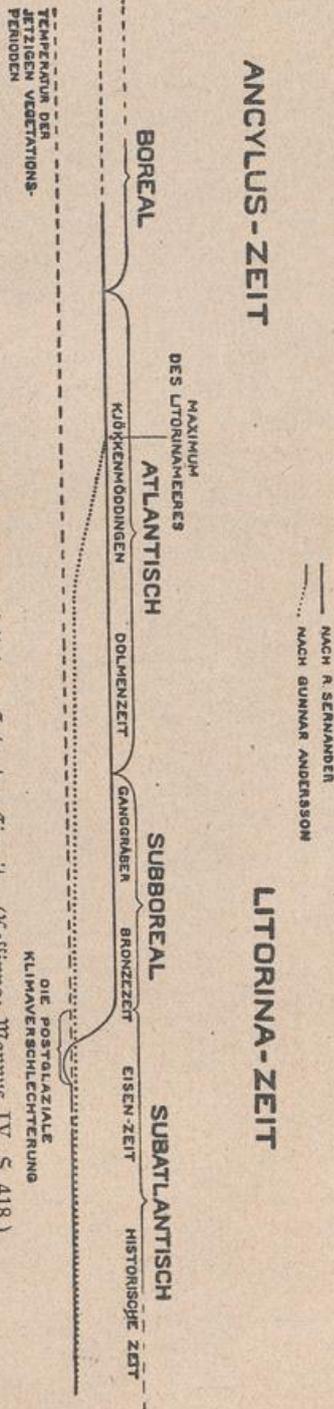
Auffällig ist aber doch, das der führende Stamm, also auch die herrschende Königsfamilie — und bei großen Eroberungsauswanderungen entsteht bei Germanen regelmäßig ein Heerkönigtum — den Namen Wandilier trägt, was an die Bewohner von Wendsyssel in Nordjütland, die in angelsächsischem Munde später Wendle genannt wurden, doch auffallend erinnert. Schon vor zwanzig Jahren habe ich diesen Einklang der Namen mit der ersten Entstehung der Ostgermanen in Verbindung gebracht, später aber diese an sich völlig gesicherte Beziehung für diese frühe Zeit fallen lassen. Diese Frage ist noch ungeklärt.

Frage wir bisher aber, was wir denn als besondere Ursache für diese auffallende Auswanderung der Nordgermanen aus Skandinavien und ihre Ausbreitung nach Ostdeutschland erkennen können, so konnten wir darauf keine Antwort geben, sondern mußten uns mit dem Hinweis auf das in längeren oder kürzeren Pausen sich ständig wiederholende Auschwärmen des stets in Überfülle nachwachsenden jungen Lenzes der Skandinavien Genüge sein lassen.

Neuerdings hat hier aber die Geologie und die vorgeschichtliche Botanik im Verein mit der Siedlungsarchäologie die Sache geklärt und zugleich die erwünschte vollkommen unabhängig von mir gewonnene Bestätigung meiner Ansicht gebracht.

Des schwedischen Geologen Sernander Erforschung der skandinavischen und teilweise auch der norddeutschen Torfmoore hat zu dem Ergebnis geführt (Textabb. 276), daß während des Rückgangs der nacheiszeitlichen Gletscher in Schweden ein südgrönländisches Klima

Abb. 276. Klimawechsel in Nordeuropa seit dem Ende der Eiszeit. (Koslinna; Mannus IV, S. 418.)



geherrscht habe, während des nun folgenden älteren Teiles der frühneolithischen Zeit, d. h. während der sog. Ancylus-Periode der Ostsee aber ein trocken und warmes (boreales) Klima. Mit dem jüngeren Teile der frühneolithischen Zeit, der sog. Litorina-Periode der Ostsee, etwa um 6000 vor Chr., habe eine Wärmeperiode eingesetzt, die an Stärke der Wärme stets zugenommen habe, bis zum Ausgang der Bronzezeit um 750 vor Chr. Durch zufällige Funde von Altertümern in den schwedischen Torfmooren ist eine Gleichsetzung von archäologischen Perioden mit Torfmoorschichten ermöglicht worden. Dadurch ergab sich, daß ein mildes (subatlantisches) Seeklima bis zum Ende der Dolmenzeit (vgl. oben S. 20, Tabelle 1) gedauert hat und daß von da ab durch die zweite Hälfte der spätneolithischen Zeit und durch die ganze Bronzezeit eine trockene (subboreale) Wärmezeit anhielt, die etwa dem Klima des mittellrussischen Ackergebietes entsprach, nur daß sie wohl noch wärmer war, mit etwa 2° C höherer Jahrestemperatur als heute in Schweden. Während der frühen Eisenzeit, also seit dem 7. Jahrhundert vor Chr., vollzog sich nun allmählich ein völliger Klimawechsel, der zu einem feuchten und kalten Wetter führte, einem wahren „Simbulwinter“. Die Nordgrenze der Kiefer, der Hasel und der Wassernuß rückte nun um drei Breitengrade weiter nach Süden zurück. Der bisher übliche Bau des Weizens erhielt in Schweden, wie in Finnland jetzt seinen Todesstoß; Hirse, früher weit nach Norden hin angebaut, gedieh nun nur noch an der Südspitze Schwedens, in Schonen.

Bei der Gelegenheit sei eingefügt, daß im Küstengebiet von Kolberg bis Elbing im 2. Jh. vor Chr. der Stamm der Rugier auftaucht, die nicht zu trennen sind von den Rugiern Norwegens. Ihr Name bezeichnet sie spöttisch als die „Roggenesser“; die norddeutschen Germanen müssen diese Getreideart damals also neben ihrem Weizen und ihrer Gerste noch nicht sonderlich geachtet haben. In Norwegen war man aber durch den Klimasturz gezwungen worden, zum Roggenbau überzugehen.

Solch eine Verschlechterung der Lebensbedingungen eines Ackerbauvolks, wie es die Germanen auch in Schweden von jeher waren, mußte notwendig zu Verschiebungen der Bevölkerung in südlicher Richtung führen, also nach Mitteleuropa, wo der natürlich ebenso eingetretene Klimasturz sich nicht mehr in so empfindlicher Weise bemerkbar machte, wie in der nordischen Randzone des Klimawechsels. Daher die Geneigtheit zu Auswanderungen gleich über die Breite der Ostsee hinweg nach Norddeutschland.

Wie Nordostdeutschland in der frühen Eisenzeit offenkundig überseeische, nordische Einwanderung aufweist, so zeigt umgekehrt Schweden, und in seinen bescheidenen Verhältnissen auch Finnland, stärkste Entleerung des Landes. Und zwar nimmt nach der Anzahl der Funde der verschiedenen Perioden und Jahrhunderte die Entvölkerung mit jeder folgenden Periode zu, so daß die schon so dünn gewordene Bevölkerung bald kaum noch nennenswerte Mengen an Nordostdeutschland abzugeben vermag. So ging

es, bis im 3. Jahrhundert vor Chr. wieder ein langsames Erstarren der skandinavischen Bevölkerung begann. Das Land war aber doch noch nicht fähig, die wieder anwachsende Bevölkerung festzuhalten.

Darum fanden nun bald neue Kraterausbrüche aus dem zu eng umschlossenen Bereiche statt. Während des zweiten Jahrhunderts bildet Bornholm den Brückenpfeiler, von wo aus eine große Volksmenge Scandinaviens nach dem westlichen Hinterpommern, etwa zwischen Oder und Persante, übertritt; hier war ja das Gebiet von Oder bis Rega noch westgermanisch geblieben, von Rega bis Persante aber längst wandilisch-ostgermanisch geworden. Die neuen Eindringlinge waren sicher nicht durchweg nur Bornholmer, sondern kamen auch aus dem benachbarten Schweden; allein die Bornholmer als die nächstliegende Stammesgruppe hatten die Führung und gaben dem neuen Stamme den Namen „Burgunden“. Das besonders Charakteristische ihrer Kultur, neben der Gesamtheit der Waffen- und Gerätformen, ist ihre Bestattungsart. In der Bronzezeit wurden die Knochenreste des Verbrannten vom Scheiterhaufen fein säuberlich gesammelt, gewaschen und in der Urne wohlverwahrt; seit Beginn der Eisenzeit wurden die Beigaben mit auf den Scheiterhaufen gelegt und in verschlacktem Zustande der Urne beigegeben. Nunmehr bringen die Burgunden den Brauch mit, den gesamten Rückstand des Leichenbrands, die ungereinigten Knochenreste nebst den im Feuer zerstörten Beigaben, dazu noch die Asche und die Kohlen, entweder über und um eine Urne auszuschütten, das sind die Brandschüttungsgräber — oder in einer sackartigen Umhüllung in eine Grube zu legen, das sind die Brandgrubengräber. Diese Art des Begräbnisses hatte sich im Laufe vieler Jahrhunderte aus dem südlichen Ostalpengebiet nordwärts zu den östlichen Grenzstämmen der Westgermanen verbreitet, war dann am westlichen Ufer der Oder bis zur Odermündung vorgedrungen und im dritten Jahrhundert vor Chr. nach Bornholm gekommen. Hier wurde sie vollkommen alleinherrschend, während sie bei den Wandilern Ostdeutschlands ganz unbekannt geblieben war. So sehen wir schon in dem Zuge dieses Grabbrauchs einen der vielen Beweise für die Übersiedlung der Burgunden nach Hinterpommern im 2. Jahrhundert vor Chr.

Den Burgunden folgen alsbald während des 1. Jahrhunderts vor Chr. die Goten und andere Schwedenstämme, die sich gotischer Führung anschließen. Die Goten können nicht früher als im 1. Jahrhundert vor Chr. an die Weichsel übergesiedelt sein, weil erst in dieser Zeit die in den ersten Jahrhunderten der Klimaverfälschung völlig ausgewanderte Bevölkerung Gotlands wieder soweit erstarbt ist, daß eine nennenswerte Auswanderung möglich erscheint<sup>1)</sup>. Diese Stämme besetzen das Weichselmündungsgebiet, verdrängen

<sup>1)</sup> Es ist ein wunderlicher Irrgang der Gedanken, wenn Almgren neuerdings mir entgegen diese Umsiedlung aus Gotland an die Weichsel schon früher ansetzen will, in die Mittelaltene-Zeit, also ins 3.—2. Jahrhundert vor Chr., eine Zeit, wo Gotland völlig menschenleer ist!

die Rugier von hier und aus dem östlichen Hinterpommern und dehnen sich ebenso nach dem Weichselknie aus, hier über eine vorher bereits burgundisch gewordene Unterschicht der Bevölkerung.

Mannigfache enge gegenseitige Berührungen dieses frühgotischen Gebiets, das am linken Weichselufer aufwärts bis nach Posen reicht, mit Gotland, Öland und Ostschweden überhaupt, daneben der Mangel solcher nächster Berührungen mit Bornholm und seinem ein wenig anders schattierten Formenkreis, sichern die Einwanderung von Ostschweden ins Weichselgebiet.

Als völlig selbständigen Kulturkreis, also als freies, sich selbst bestimmendes Volk erweist sich diese gotische Bevölkerung, sobald sie um Chr. Geb. herum ihren ganz selbständigen Grabritus einführt, die Körperbestattung. Sie tun das im Verein wiederum mit der gesamten süd- und ostschwedischen Bevölkerung, die ihre Toten unverbrannt in mannslangen Steinplattenkisten birgt, während die Weichselgoten statt der Steinkisten einfachere Steinsetzungen wählen. Es ist keine Frage, daß um diese Zeit starke neue Zuzüge ostschwedischer Stämme an die Weichselmündung gelangen und die in den vorangegangenen Jahrzehnten dort bereits angesammelte Gotenbevölkerung wesentlich verstärken<sup>1)</sup>. Die ersten Gotenscharen im letzten vorchristlichen Jahrhundert eroberten sich die Landung an der Weichselmündung unter ihrem Könige Berich und seitdem hieß diese Stelle *Gotisk-andza*, was ursprünglich *Gutisk andja* „Gotisch End“ lautete. Der zweite Schub gotischer Ankömmlinge erhielt den Namen Gepiden. Der erste Zusammenstoß der Goten mit der ostgermanischen Vorbevölkerung hatte sich gegen die Rugen gerichtet; nun galt es,

<sup>1)</sup> Man hat neuerdings auch die Beweiskraft dieser Schlußfolgerung bestritten wollen, im Hinblick darauf, daß auch bei Westgermanen, und zwar in Böhmen, im 1. Jahrhundert nach Chr. mehrfach Körperbestattungen (freilich verschwindend an Zahl gegen die Masse der gleichzeitigen Urnengräber in Böhmen!) auftreten, und gemeint, diese Erscheinung erfordere also eine viel allgemeinere Erklärung. Wiederum ist es Almgren, der diese überkritischen, daher unmethodischen und unbrauchbaren Zweifel geäußert hat. Es handelt sich ja bei den völkischen und Siedlungsfragen in der Vorgeschichte zunächst gar nicht um eine „Erklärung“ einer Erscheinung, sondern um die Feststellung, in welchem Zusammenhange sie auftritt. Weshalb die schwedische und also auch die gotländische Bevölkerung plötzlich zur Körperbestattung übergeht, ist uns zunächst gleichgültig. Wenn sie es aber tut und von allen Ostgermanen nur die Schweden zunächst gelegenen und nachweislich aus Schweden gekommenen Goten diese Sitte gleichzeitig mitmachen, so ist eine völkische Verbindung und ein Bevölkerungsaustausch zwischen den Goten an der Weichsel und den Goten in Gotland nebst den Gauten in Südschweden nicht zu verkennen. Was die entlegenen westgermanischen Markomannen in dieser Sache tun, gehört gar nicht zur Frage. — Ich bin die rein mechanische Auffassung und Beurteilung der Ergebnisse meiner Siedlungsforschung durch die skandinavischen Forscher ja nachgerade gewöhnt. Aber sehr weitsichtig und einsichtsvoll kommen mir diese Urteile nicht vor. Wenn diese Urteile neuerdings im ganzen auch besonnener werden, so gilt es doch immer noch an das Wort Karl Lachmanns zu erinnern: „Sein Urteil befreit nur, wer sich willig ergeben hat“.

die Wandalen zurückzuschlagen, während der gepidische Teilstamm der Goten die Burgunden warf: alles geschichtliche Nachrichten des Jordanes, der selbst Gote war.

Burgunden und Goten hatten also die alte weitausgedehnte wandilische oder jetzt „wandalisch“ genannte Bevölkerung durch die Eroberung von Hinterpommern und Westpreußen derart zerteilt, daß der Hauptstamm der Wandalen seit Chr. Geb. in Schlesien und Südposen nordwärts bis zur Warthe saß, daneben ein nur noch recht schwacher Nordostflügel aus dem südöstlichen Westpreußen ostwärts ins südwestliche Ostpreußen und angrenzende Polen abgedrängt worden war. Der Druck der Burgunden hatte die Wandalen aber veranlaßt, schon um 100 vor Chr. das westliche Weichselgebiet in Russisch-Polen zu kolonisieren, aufwärts bis nach Westgalizien und ebenso am östlichen Nebenflusse San aufwärts bis nach Ostgalizien, wo die einschlägigen Funde sogar über die podolische Grenze gehen. Auch das bekannte Urnengräberfeld des letzten Jahrhunderts vor Chr. zu Sarubinez im Gouvernement Kiew hat wohl germanischen Charakter, wenn auch eine bestimmte Anknüpfung seines Kulturinhalts an einen örtlich ungrenzten Kulturreis Norddeutschlands kaum angängig erscheint. Für germanisch wird es um so eher anzusehen sein, als sich in der Kiewer Gegend auch einige der charakteristischen ostgermanischen kronenartigen Scharnierhalsringe gefunden haben, ein Typus, von dem wir einen Vertreter auch als östlichsten ostgermanischen Fund in Ostgalizien zu verzeichnen haben.

In Südrußland können wir die vorrömischen rein germanischen Funde kaum auf einen anderen Stamm beziehen, als auf die Basternen. Die genannten Funde aus dem letzten Jahrhundert vor Chr. genügen freilich den Wünschen des Geschichtsschreibers, zu dem der Archäologe bei Völkerfragen oft werden muß, durchaus noch nicht, denn aus den Berichten der Alten, insonderheit des römischen Geschichtsschreibers Trogus Pompejus, wissen wir, daß die Basternen bereits um 240 vor Chr. am Schwarzen Meere und an der Donaumündung die griechische Welt beunruhigten.

Wir werden uns später mit diesem geschichtlich bedeutsamen germanischen Stamme noch eingehender zu beschäftigen haben.

Für die römische Kaiserzeit, die im folgenden unsere besondere Teilnahme in Anspruch nehmen wird, war also die Verteilung der Ostgermanen in Ostdeutschland so, daß Wandalen in Schlesien und Südposen saßen, Burgunden in Nordposen, im östlichen Teile der Neumark und dem brandenburgischen Kreise Sternberg, seit Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr. auch in der Niederlausitz und nördlich davon in ganz Brandenburg nach Westen hin bis zum Berliner Längengrad, die gotischen Stämme aber in Westpreußen, fast ganz Hinterpommern, seit dem 2. Jahrhundert nach Chr. auch im ostpreußischen Samlande und in Natangen. Diese ostpreußischen „Ost“-Goten sind es, die um 180 nach Chr. den großen Abmarsch der Ostgermanen nach

Südosteuropa eröffnen, während der gepidische Stamm, im ganzen westpreußischen Weichselgebiet angezogen, erst später nach Siebenbürgen zu folgte, nachdem er bei seinem Ausbruch durch scharfe Zusammenstöße mit den Burgunden auch diese in Bewegung gesetzt hatte. Vor den Gepiden aber waren bereits die Wandalen über das Gebirge nach Nordungarn hineingebrochen.

Alle diese Stämme der Ostgermanen haben sowohl in Grabritus, als im Formenschatz ihres Schmucks, ihrer Waffen und Geräte charakteristische Sondereigenheiten.

Ich werde nunmehr einige Gruppen von Sibeln, teils aus den beiden ersten Jahrhunderten, teils aus dem dritten und dem beginnenden vierten Jahrhundert nach Chr., vorführen.

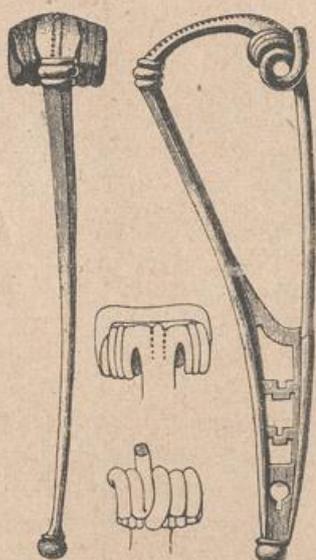


Abb. 277.  $\frac{1}{4}$ . Kärnten. Vorstufe.

Man unterscheidet bei den Sibeln den eigentlichen Körper, der ein senkrecht oder annähernd senkrecht stehender, rundstabiger oder bandförmiger Bügel ist und oben seinen Kopf, unten seinen Fuß hat; ferner die aus dem Kopfe des Bügels rückwärts hervortretende und quer zu ihm, auf beiden Seiten des Kopfes (und zwar zuerst von der Mitte aus nach links, dann vom linken Außenende zum rechten Außenende überspringend und von hier aus nach innen zur Mitte zurückkehrend) laufende drahtförmige Spiralrolle, die Quelle der Federkraft für die Nadel; weiter eine vom linken Außenende der Spiralrolle quer über den Kopf zum rechten Außenende der Spiralrolle laufende Drahtfortsetzung, durch welche die beiden Hälften der Spiralrolle zusammengehalten werden, die

sog. „Sehne“; weiter den aus dem Bügelkopf nach vorn heraustretenden „Sehnenhaken“, durch den wiederum die Sehne festgehalten wird; weiter die rückwärts aus dem Spiralrollenende sich abwärts fortsetzende Nadel; endlich die am Fuße des Bügels rückwärts angebrachte Nadelkraft oder den Nadelhalter.

Wir betrachten zunächst die Gruppe der Sibeln, deren bandförmiger Bügel sich dadurch auszeichnet, daß er am Kopfe vor der Spiralrolle zu beiden Seiten in halbkreisförmig gebogene lappenartige Bleche übergeht, die wie eine Kappe an die Spiralrolle sich anlegen, um sie zu stützen. Aus der Gruppe dieser Sibeln mit „3weilappiger Rollenkappe“ zeige ich je zwei Vertreter, aus dem ersten und aus dem zweiten Jahrhundert, beidemal je ein westgermanisches (Textabb. 279, 280), und ein ostgerma-

nisches Stück (Textabb. 281, 282), teils aus Silber, teils aus Bronze. West- und ostgermanische Art sind hier dadurch unterschieden, daß bei den

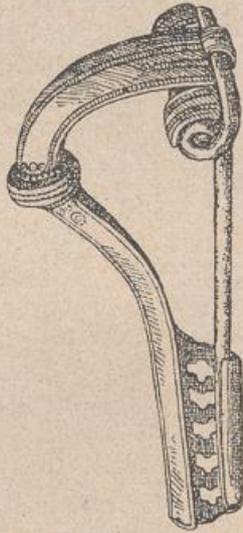


Abb. 278.  $\frac{1}{2}$ . Píchora, Böhmen.

Abb. 279.  $\frac{1}{2}$ . Jütland.  
Beginn des 1. Jahrh. nach Chr.  
Westgermanisch.

Abb. 280.  $\frac{3}{4}$ . Schleswig.  
Ende des 2. Jahrh. nach Chr.

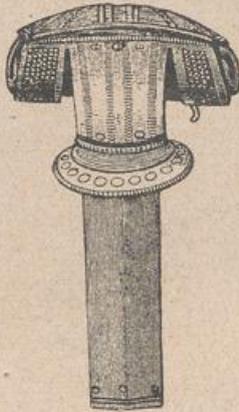
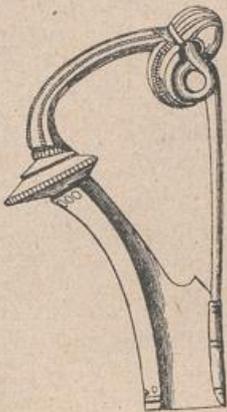


Abb. 281.  $\frac{1}{2}$ . Westpreußen.  
1. Jahrh. nach Chr.

Abb. 282.  $\frac{1}{2}$ . Westpreußen.  
Um 200 nach Chr.

Ostgermanisch.

Abb. 279—283. Germanische Fibeln mit Rollentappe.  
278—280 mit Sehnenhaken; 281, 282 mit Sehnenhülse; 283 mit Rollenhülse.

westgermanischen die „Sehne“ durch den am Bügelpfopf heraustretenden „Sehnenhaken“ festgehalten wird, während sie bei den ostgermanischen in

ihrer ganzen Länge von einer sie umschließenden Hülse („Sehnenhülse“) verdeckt wird. Diese an der Unterelbe entstandene und dort außerordentlich stark verbreitete Gruppe hatte anfangs noch eine nahe verwandte Spielart bei den Markomannen in Böhmen entwickelt (Textabb. 278), die keine volle Kappe, sondern nur eine Stützplatte für die Spiralrolle besitzt.

Während wir für diese erste Gruppe, die Sibeln mit Rollenkappe, als Vorstufe aus vorrömischer Zeit nur eine ihr doch ziemlich fernstehende Sibelform aus dem keltoillyrischen Ost-Alpengebiet ermitteln können (Textabb. 277), hat eine zweite Gruppe, die sog. Augensibeln, ihre Vorstufen vorrömischer Zeit ausschließlich auf germanischem Boden, ist also schon in diesen Vorstufen eine ausschließlich germanische Erfindung. Solche Vorstufen sind jene brandenburgisch-sächsischen Sibeln der spätesten Latène-Zeit, also des

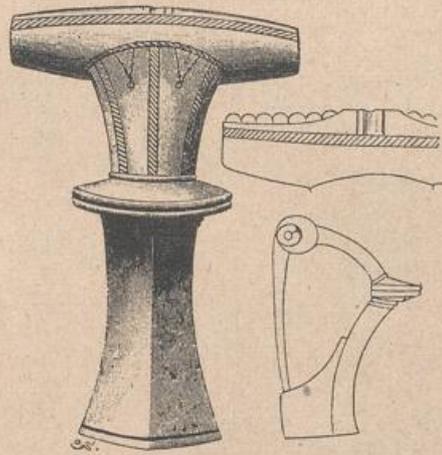


Abb. 283.  $\frac{1}{4}$ . Ostpreußen. 2. Jahrh.

ersten Jahrhunderts vor Chr., wie Textabb. 284, 285: ihnen fehlt noch der etwa um Chr. Geburt plötzlich auftretende und sogleich über das ganze Germanengebiet verbreitete Sehnenhaken, dessen Vorhandensein oder Fehlen die sog. römische Epoche zeitlich am schärfsten von der vorrömischen oder Latène-Zeit abseidet. Die eigentliche Frühstufe der Augensibel (Textabb. 286) wurde dann, wie manche andere Charakterform der Kultur der gesamten Elbgermanen (Sweben), von den Markomannen in Böhmen und den angrenzenden ostthüringischen Hermunduren im Saalegebiet ge-

schaffen. Die späteren, aber noch der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts nach Chr. angehörigen Formen der Augensibeln (Textabb. 287) sind diejenige Gruppe, die in der außerordentlich rasch sich entwickelnden Folge ihrer einander ablösende Gestaltungen von den in römischem Heere dienenden germanischen Soldtruppen am allerschäufigsten in das römische Rheingebiet gebracht wird. Allein schon vor dem Ende des ersten Jahrhunderts nach Chr. hat die Entwicklung dieser Sibelgruppe bei den Westgermanen sich erschöpft und noch spätere Formen dieses Jahrhunderts (Textabb. 288) erscheinen nur bei den Goten (Gutonen) im ostpreußischen Samland und Natangen, bis die während des zweiten Jahrhunderts geradezu fabrikmäßig hergestellte, auf Massenausfuhr, auch zu den Nachbarstämmen, berechnete Schleuderware der sog. gemeinen Hakensibel (Textabb. 289) den Gipfelpunkt der Entartung und zugleich den notwendigen Abbruch der

Sormentwicklung auch für Ostpreußen bedeutet. Ich habe längst die Ansicht ausgesprochen, daß diese Fabrikware der 'Hafenfibel', die längs der Ostseeküste über damals wesentlich ungermanische Länder bis nach Finnland



Abb. 284.  $\frac{1}{1}$ . Osthavelland, Brandenburg.

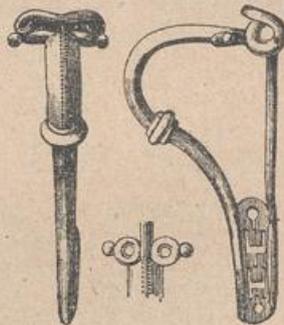


Abb. 285.  $\frac{2}{3}$ . Kroffen, Brandenburg.

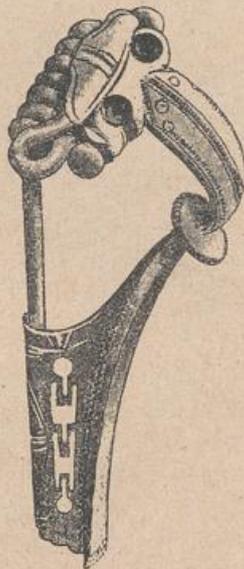


Abb. 286.  $\frac{1}{1}$ . Píchora, Böhmen.  
Um Chr. Geburt.

Spät-Latène-Zeit.

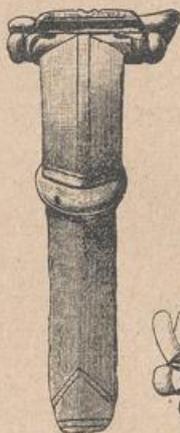


Abb. 287.  $\frac{1}{1}$ . Gotland, Schweden.  
1. Jahrh. nach Chr.

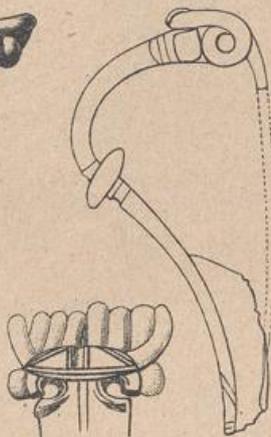


Abb. 284—289.



Abb. 288.  $\frac{1}{1}$ .  
Um 100 nach Chr.

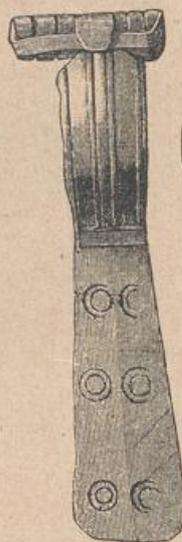


Abb. 289.  $\frac{1}{1}$ .  
2. Jahrh. „Hafenfibel“.



Germanische Augenfibeln.

stark verbreitet wird, nicht von gotischen Arbeitern, sondern von Angehörigen der unter der herrschenden gotischen Oberschicht weiter lebenden ungermanischen Grundbevölkerung des Gotenlandes hergestellt und hauptsächlich an die minder begüterte Volksklasse verkauft wurde. Wie hoch nämlich gerade bei den samländischen Goten das Kunstgewerbe im Allgemeinen stand, beweist neben vielem Anderen die mit dieser entarteten Augensibel (Hakenfibel) gleichzeitige gotische Schöpfung einer besondern Spielart der ostgermanischen Klasse der zuerst beschriebenen Sibelgruppe, derjenigen mit Rollenkappe, wovon die beiden vorher wiedergegebenen Beispiele (Textabb. 281, 282) nicht dem ostpreußischen Goten-Gebiete, sondern dem Gepiden-Gebiete an der unteren Weichsel entnommen waren. Ich meine diejenige Art, bei der die ostgermanische Sehnenhülse mit der Rollenkappe zu einer vollkommenen Rollenhülse verschmolzen und erweitert wird. Nicht so sehr die gotische Erfindung der Rollenhülse, die alles Konstruktive der Sibel dem Auge entzieht, ist hier das Bedeutungsvolle, sondern die bewundernswert geschmackvolle Art und Weise, wie nun der ganz allein auf seine eigene Wirkung angewiesene Bügel in Umriß und Wuchs aufgebaut wird: diese Sibelform (Textabb. 283) mit ihrem feinen Schwung gehört zu den vollendetsten Leistungen der gesamten germanischen Sibelkunst.

Weiter zeige ich einige Silberfibern aus der Gruppe der sog. „kräftig profilierten“: zunächst zwei wesentlich westgermanische Stücke (Textabb. 290, 291), dann ein ostgermanisches (Textabb. 293), alle aus dem ersten Jahrhundert. Das ostgermanische Stück weist statt der zweilappigen Kappe der ersten Gruppe vielmehr eine Stützplatte zur Sicherung der Spiralarolle auf und zeigt, ganz wie bei der ostgermanischen Klasse jener ersten Gruppe, die Neigung, den Sehnenhaken fast zu einer Sehnenhülse zu verbreitern. Von jüngeren Entwicklungen dieser überaus familienreichen Gruppe der „kräftig profilierten“ Fibern sei noch ein westgermanischer Vertreter (Textabb. 292), von Bronze, jedoch mit dem für die germanische Technik dieser Zeit charakteristischen Belag mit fein gestanztem Silberblech, vorgeführt, sowie zwei ostgermanische Stücke, von Bronze, ein gotisches (Textabb. 294) aus dem zweiten Jahrhundert, von überaus reizvoller, zierlicher, fast koketter Feinheit, und ein gepidisches (Textabb. 295) aus der Zeit um 200 n. Chr.

Endlich die späteste Gruppe der rein mitteleuropäisch-germanischen Fibern, die zweigliederigen Armbrustfibern mit hohem, oft geradezu segelartigen Nadelhalter aus dem dritten Jahrhundert: eine westgermanische von Bronze (Textabb. 296) und eine ostgermanische (Textabb. 297) von Silber mit scheibenförmiger Einlage aus Glasfluß am Bügelfuß. „Armbrustfibern“ heißt man diese Gruppe, weil bei ihr die sonst oberhalb des Kopfes laufende Sehne vielmehr unterhalb der Spiralarolle sich befindet und hierdurch die Sibel äußere Ähnlichkeit mit einer Armbrust gewinnt. Und „zweigliederig“ sind diese Fibern, weil Spiralarolle nebst Nadel bei ihnen nicht aus dem

Bügelköpfe unmittelbar herauswachsen, sondern, aus einem eigenen Draht geschmiedet, am Kopfe besonders befestigt werden. Diese letzte Eigenheit unserer Sibelklasse, ihre Zweigliedrigkeit, im Namen besonders hervorzu-

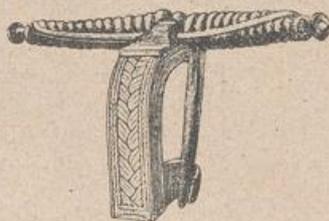
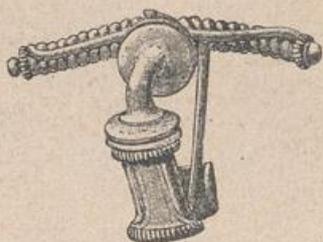
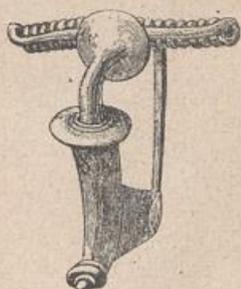


Abb. 290.  $\frac{1}{2}$ . Prov. Hannover. Silber. Abb. 291.  $\frac{1}{2}$ . Prov. Hannover. Silber. Westgermanisch. Abb. 292.  $\frac{1}{2}$ . Prov. Hannover. Bronze, Bügel mit Silberblech belegt (um 200 nach Chr.).

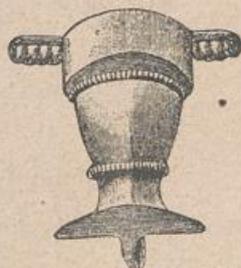
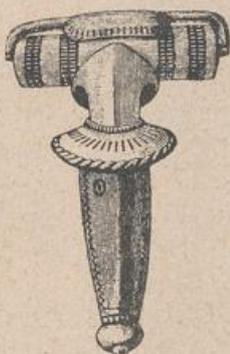
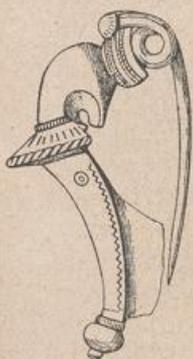


Abb. 293.  $\frac{1}{2}$ . Seeland. Silber. 1. Jh. n. Chr.

Abb. 294.  $\frac{1}{2}$ . Samland, Ostpreußen. Bronze; um 100 nach Chr. Ostgermanisch.

Abb. 295.  $\frac{1}{2}$ . Westpreußen. Bronze (um 200 nach Chr.).

Abb. 290—295. Germanische „stark profilierte“ Sibeln des 1. und 2. Jahrhunderts nach Chr.

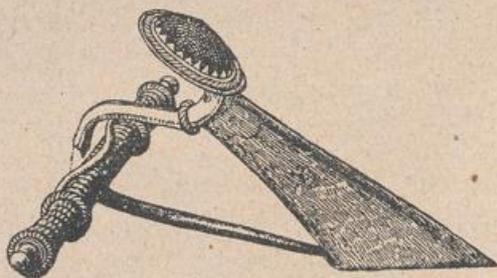


Abb. 296.  $\frac{1}{2}$ . Hannover.

Abb. 297.  $\frac{1}{2}$ . Bornholm.

Abb. 296, 297. Germanische „zweigliederige Armbrustfibeln mit hohem Nadelhalter“, um 200 nach Chr. 296 westgermanisch; 297 ostgermanisch.

heben, ist auch deswegen geboten, weil es daneben eine allerdings nur kleine Klasse früher Armbrustfibeln gibt, aus dem ersten und zweiten Jahrhundert nach Chr. und von nur westgermanischer Verbreitung, die „eingliedrig“ gebaut sind, d. h. sie sind vollkommen, auch einschließlich der Spiralkolle nebst Nadel, aus einem einzigen Stück hergestellt, in diesem Falle gegossen. Außerdem hat diese kleine Klasse einen breiten bandförmigen Fuß.

Entstanden ist die Armbrustform unserer großen Klasse aus der Vorstufe einer schmalen Latènesfibel (1. Jahrh. vor Chr.) mit kurzer unterer Sehne, also einer Sehne, die nicht oberhalb, sondern dicht unterhalb des Bügelpfeses entlang läuft. Und zwar liegen in beiden Fällen Latènesformen zugrunde, sowohl bei der kleinen Klasse der westgermanischen eingliedrigen Armbrustfibeln des ersten Jahrhunderts, als bei der großen Klasse der sowohl west-, als ostgermanischen zweigliedrigen Armbrustfibeln des dritten Jahrhunderts, bei der zweiten späten Klasse allerdings nicht ohne weiteres, sondern nur mittelbar. Die Vermittelung der latènezeitlichen Armbrustform an die späten zweigliedrigen Armbrustfibeln wird gebracht durch eine um 200 nach Chr. ganz neu auftretende Fibelform, die Fibel mit umgeschlagenem Fuße. Diesen Namen gab ihr Otto Tischler, weil der Draht ihres Fußendes rück- und zugleich aufwärts gebogen, also umgeschlagen wird, um den Nadelhalter zu bilden, und dann den Bügel etwas unterhalb seiner Mitte von unten umschlingt, um sich dort festzuhalten. Diese Form ist aus einer in Eisendraht geschmiedeten Spätlatène-Form entstanden, bei der das Fußende nicht mehr, wie vorher, vorwärts, sondern rückwärts umgelegt und in einen Spalt des Bügels hinein zu einem dreieckigen, seltener rechteckigen rahmenförmigen Nadelhalter verschmiedet wurde. Diese Umformung der Latène-Form zur Fibel mit umgeschlagenem Fuß vollzogen die Basternen. Sie waren, wie oben ausgeführt (S. 147), wahrscheinlich eine Ausscheidung aus den bis dahin noch einheitlich wandilischen Ostgermanen, die schon vor dem gewaltsamen Eindringen der bornholmischen Burgunden in das ostdeutsche Wandiliergebiet im 2. Jahrhundert vor Chr. sich vollzog. Die Basternen zogen damals als die ersten germanischen Siedler die Weichsel aufwärts nach Südrußland und bereiteten den erst um 200 nach Chr. ihnen dorthin nachfolgenden ostpreußischen Goten den Boden. Sie brachten damals die Spätlatène-Fibelform mit geschmiedetem rahmenförmigen Nadelhalter oder vielleicht noch eine Vorstufe dieser Form in ihr Neuland an Dniestr und Dniepr mit, hielten sie, wie auch die alte Schmiedetechnik weit länger fest, als dies die Heimatstämme an der Weichsel taten, und übergaben alles das nur wenig verändert am Ende des zweiten Jahrhunderts nach Chr. den mit erdrückender Übermacht zum Schwarzen Meere übersiedelnden Goten. Mittlerweile war nur die Umgestaltung in der Spätlatène-Fibel eingetreten, daß das Drahtende des dreieckigen Fuß-

rahmens nicht mehr in den Bügel eingeschmiedet, sondern um ihn herumgewickelt wurde.

Gotische Rückströmungen vom Schwarzen Meere her verhalfen dann im Anfang des dritten Jahrhunderts nach Chr. dieser alle bisherigen



Abb. 298. 1/1. Oland (gepidisch).

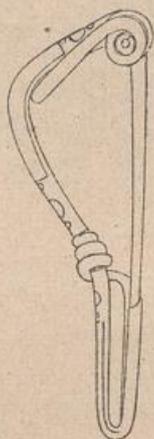


Abb. 299. 1/1. Ostpreußen (gotisch).



Abb. 298—301. Ostgermanische Fibeln „mit umgeschlagenem Fuße“ und jüngere Abarten; 3. und 4. Jahrhundert nach Chr.



Abb. 300. 1/1. Mecklenburg.



Abb. 301. 1/1. Schlesien.

Überlieferungen der Fibelgestaltung verdrängenden Form auch für die mitteleuropäischen Gebiete zur Alleinherrschaft. Wir werden bald sehen, wie der große gotische Kulturstrom, der zuerst Ostdeutschland befruchtete, später, durch die Auswanderung der Ostgermanen gezwungen, seine Nord-

richtung viel weiter nach Westen zu verlegen, nunmehr den Westgermanen sich zuwandte. Und wir werden auch sehen, daß im Zusammenhang mit dem gotischen Kulturstrom nicht nur eine Neugeburt der germanischen Latène-Sibel sich vollzog, sondern daß im dritten Jahrhundert nach Chr. auch auf anderen Gebieten, besonders der Waffenschmiedekunst, die altgermanischen Stilformen der ausgehenden vorrömischen Zeit, d. h. der Latène-Zeit, in Ostdeutschland von neuem herrschend wurden.

In eingliederiger Form mit oberer Sehne kam die ehemalige Latène-Sibel, jetzige Sibel mit umgeschlagenem Fuß, zuerst zu den Wandalen nach Schlesien und den im ostpreußischen Samlande und Nantangen zurückgebliebenen Teilen der Goten; von den Gepiden an der untersten Weichsel aber wird sie nur in der Form der zweigliederigen Arm-

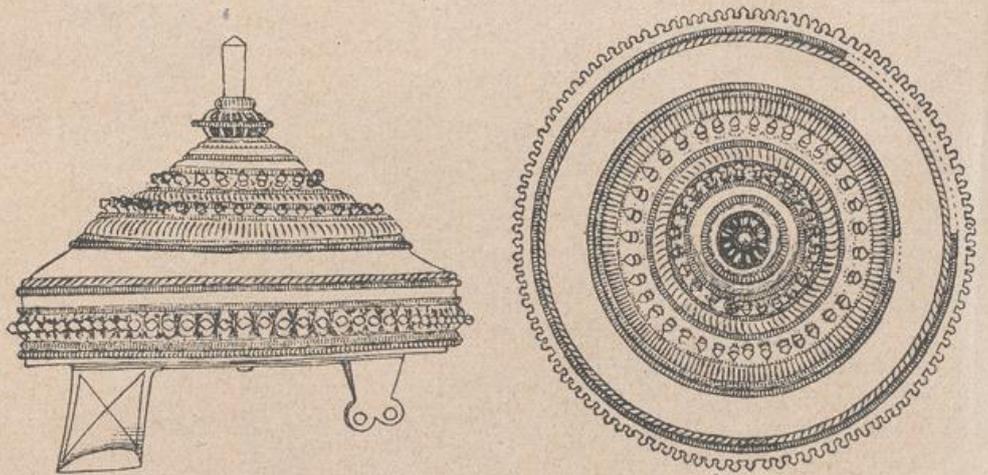
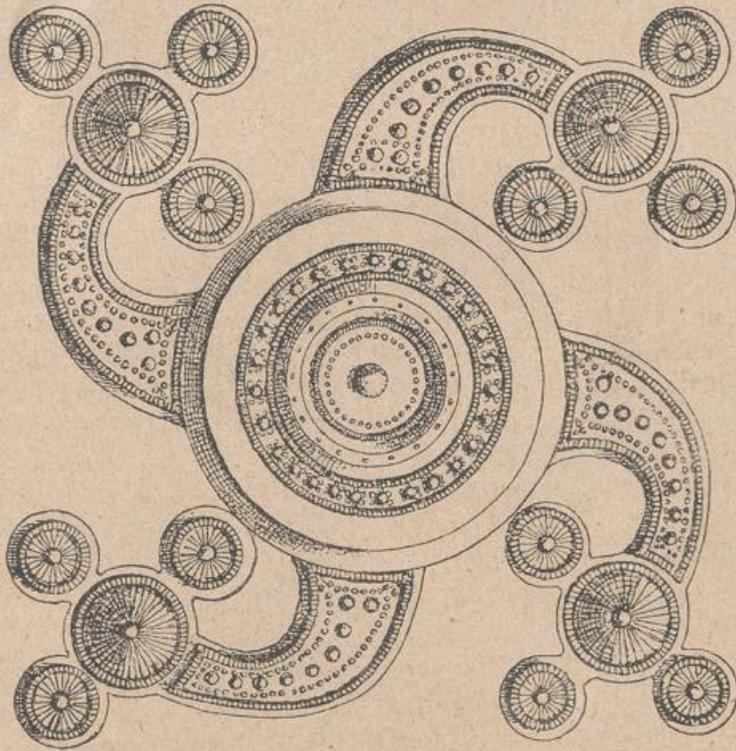


Abb. 302 a, b.  $\frac{1}{2}$ . Dienstädt, Thüringen. (Eichhorn: Jshr. f. Ethn. 1908.)

brustfibel mit unterer Sehne angenommen, weiterentwickelt und auch nach Schweden übertragen (Textabb. 298). Von dieser gepidischen Gestaltung der Sibel mit umgeschlagenem Fuß ist die zweigliederige Armbrustform auf jene vorher beschriebene letzte Gruppe der alteinheimisch entwickelten norddeutschen Sibelformen, die mit hohem Nadelhalter, übergegangen. Im übrigen sterben die Gruppen des zweiten Jahrhunderts nach Chr. ohne Nachwuchs aus, und es herrschen von nun an ausschließlich die Sibel mit umgeschlagenem Fuß, zunächst noch als rein ostgermanische Schöpfungen, wie die ostpreußische (gotische) Silberfibel Textabb. 299. An diesem Stück ist die überreiche gotische „Ringgarnitur“ aus Perldraht, deren leise Anfänge man schon bei der „kräftig profilierten“ Sibel in Textabb. 295 erkennt, noch in maßvoller Weise angewandt worden, so daß der Bügel des Schmuckstückes damit noch nicht überladen erscheint. Ost-

X

germanisch ist auch die ihres doppelten Scheibenbelags (vgl. Textabb. 297) leider verlustig gegangene Bronzefibel Textabb. 300. Bereits ins vierte Jahrhundert hinüber reicht der letzte Vertreter dieser Gruppe, die in reichster Siligrantchnik ausgeführte prächtige Goldfibel aus einem der Königsgräber von Sacrau unweit Breslau (Textabb. 301), ein Typus, aus dem sich die in zahlreichsten Abarten auftretenden germanischen Fibeln der nächsten Jahrhunderte insgesamt herleiten.



E

Abb. 303.  $\frac{1}{2}$ . Håven, Mecklenburg. Silber.

Alle diese germanischen Fibeln gehen in ihrem letzten, tiefsten Grunde auf Formen zurück, die längst vor der Römerzeit in Mitteleuropa fest geprägt waren. Nur in Deutschland und Skandinavien, also nur auf germanischem Gebiet sind sie verbreitet, nach außerhalb nur durch wandernde Germanen gebracht, meist Soldaten in römischen Diensten. Ja, es ließ sich sogar nachweisen, daß manche nur auf provinziäl-römischen Gebiet verbreiteten Fibelformen einen entschiedenen Einfluß durch germanische Fibeln erfahren haben und daß für die verbreitetste aller italisch-römischen Fibeln der späten Kaiserzeit, die Kreuzfibel, gerade ein germanisches Muster, nämlich die Fibel mit umgeschlagenem Fuße, als Vorstufe der Fortbildung gedient hat.

Um indes nichts zu verschweigen und nach beiden Seiten hin gerecht zu sein, will ich nicht unerwähnt lassen, daß eine provinzialrömische Sibelform auch von den Germanen, wengleich selten genug, getragen wurde, nicht ohne daß die Germanen sie alsbald nachbildeten und in ihrem Geschmack umgestalteten: es sind die Scheibensibeln, zu denen man im weiteren Sinne auch die Hakenkreuzsibeln rechnen kann. Man sehe nur, was aus den kleinen und unbedeutenden Sibeln, die in den römischen Niederlassungen am Rhein so oft angetroffen werden, in der Hand der Germanen geworden ist: wahre Prachtstücke vornehmsten Schmuckes. So die in feiner gekörnter Arbeitsweise ausgeführte silberne Scheibensibel aus Dienstedt im ostthüringischen Saalegebiet (Textabb. 302a, b) und die silberne Hakenkreuzsibel aus dem westlichen Mecklenburg (Textabb. 303), beide aus weiblichen Skelettgräbern.

Wenn Gruppen vielgebrauchter Gebrauchsgeräte oder Schmuckstücke aus Metall eine von ausländischen, stammfremden Zuströmungen ungestörte, durchaus bodenständige, rein stammhafte Entwicklung durchmachen, wie das bei den germanischen Sibeln der gesamten Kaiserzeit als tatsächlich nachgewiesen worden ist, so kann man ohne weiteres annehmen, daß jede dieser Gruppen in sich eine streng typologische Fortbildung zeigen wird. Dies ist bei den germanischen Sibeln unserer Zeit genau so der Fall, wie es bei den Sicherheitsnadeln und übrigens auch bei allen andern Gerätarten der germanischen Bronzezeit der Fall war.

Ebenso werden aber auch alle Gruppen kaiserzeitlicher Sibeln durch gewisse durchgehende Entwicklungsmerkmale gekennzeichnet. Legen wir für diese vergleichende Betrachtung die drei Hauptgruppen zugrunde, die Sibeln mit Spiralrollen-Kappe, die Augensibeln und die stark profilierten, so zeigt sich, daß alle Sibeln des beginnenden ersten Jahrhunderts nach Chr. einen um die Mitte des Bügels rund herumlaufenden Wulst haben, der eine völlig kreisförmige und zu Anfang noch dreigeteilte Scheibe ist (Textabb. 277, 281, 284, 285, auch noch 291; 305). Diese runde Scheibe ist nur ein rein ornamental gewordenes Überbleibsel des dicken durchaus kugelrunden Wulstes der Sibeln aus dem zweiten und teilweise sogar noch aus dem ersten vorrömischen Jahrhundert; diese Kugel war damals aber ein für den Bau der Sibel unentbehrlicher, also „organischer“ Bestandteil. Die aus der Kugel entstandene dünne Scheibe des ersten frührömischen Jahrhunderts (Textabb. 304; 278, 279, 286, 287, 290) wird sehr bald auf der Oberseite des Sibelbügels stärker gerundet, als auf der Unterseite (Textabb. 281, 293) und verschwindet auf der Unterseite dann vollständig (Textabb. 306a—c, 283, 294). Dafür ladet gegen Ende des zweiten Jahrhunderts der nun zu einem bloß oberseitigen Kamm gewordene Scheibenwulst seitwärts nach rechts und links immer weiter über die Breite des Bügels hinweg aus (Text-

abb. 280) oder wird leistenartig dick (Textabb. 282, 288, 289), um anderwärts auch ganz zu verschwinden (Textabb. 292, 295, 296, 297).

In gleicher Weise schreitet die Entwicklung des Fußes der Sibel fort. Anfangs rechteckig rahmenförmig (Textabb. 284), dies noch vorrömisch, wird der Nadelhalter zunächst durch eine stufenförmige Einfügung mehr und mehr gefüllt (Textabb. 277—279, 285, 286), um bald nur noch durch zeichnerische Wiedergabe der Stufenfüllung auf dem schon ganz zugewachsenen Rahmen (Textabb. 304) oder durch ein einziges Löchelchen darin (Textabb. 305) an die ältere offene Gestalt zu erinnern. Anfangs reicht der Nadelhalter wie bei seinen Vorstufen aus der späten Latène-Zeit am Bügel schräge noch weit

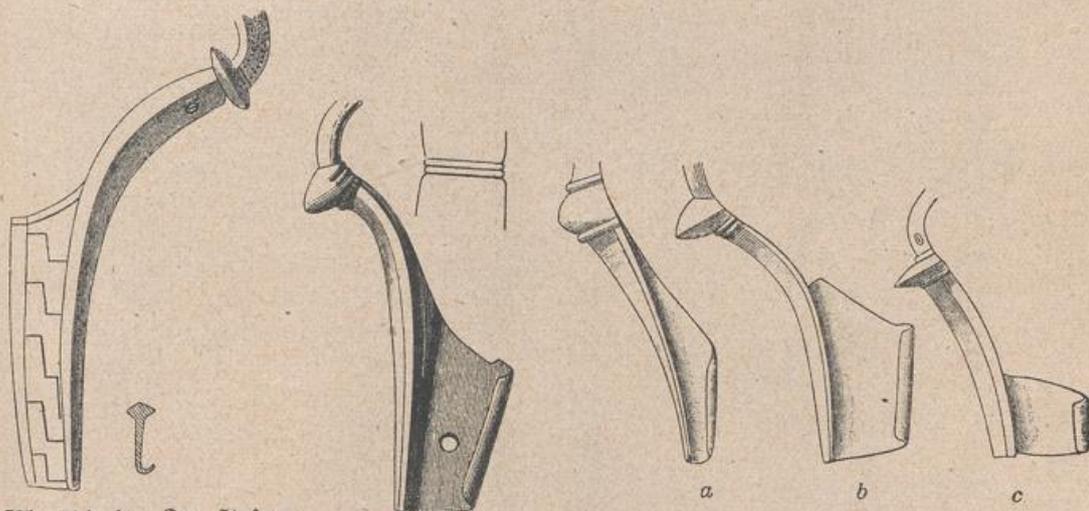


Abb. 304.  $\frac{1}{1}$ . Das Stufenmuster ist nur noch eingerißt.

Abb. 305.  $\frac{1}{1}$ .

Abb. 306a—c.  $\frac{1}{1}$ .

Abb. 304—306. Entwicklung des Sibelfußes und des Mittelkammes vom Beginn des 1. Jahrh. nach Chr. bis ans Ende des 2. Jahrh. (nach Almgren).

hinauf (Textabb. 277, 286, 287, 293, 304), später zieht er sich allmählich immer tiefer abwärts zusammen (Textabb. 305, 306a—c), um gegen 200 nach Chr. bei einer besonderen Sibel-Gruppe die verloren gegangene Länge durch eine um so bedeutendere Höhe zu ersetzen (Textabb. 296, 297).

Ganz neue Reihen typologischer Art treten mit dem Aufkommen der Sibel mit umgeschlagenem Fuß ein.

Sind das alles, wenn auch durchgehende Erscheinungen, so doch immer nur Änderungen an einzelnen auffälligen Stellen unseres Schmuckstückes, so kann man auch allgemeinere Stilrichtungen für kürzere Perioden von 50—75 Jahren feststellen, die jenen Einzelercheinungen zugrunde liegen und naturgemäß nicht bloß für die Sibelformen, sondern für die gesamte germanische Kleinkunst in Metall Geltung haben.

Während in der vorrömischen Eisenzeit des letzten Jahrhunderts oder der letzten beiden Jahrhunderte vor Chr. die Sibeln in einem Zuge dünn-  
drahtig geschmiedet sind (Textabb. 277, 284, 285) oder beim Zusammen-  
schluß verschieden profilierter Teile diese Teile rein nach ihrem Bau unver-  
mittelt aneinander reihen, so wird in der ersten Hälfte des ersten Jahrhunderts  
nach Chr. eine engere Vereinigung dieser verschiedenen Teile angestrebt,  
ohne jedoch den natürlichen Gegensatz der gedrungenen und der gestreckten  
Teile aufzuheben; gleichzeitig werden die dünnen Teile dicker, die bandförmigen  
noch breiter (Textabb. 278, 279, 286, 287, 290, 293). Der tiefere Grund  
dieser Stiländerung ist die germanische Neigung vom drahtförmigen Schmieden  
ab- und zum breiten Bronzeuß überzugehen, eine Neigung, die wir in den  
verschiedensten Perioden, in der jüngeren Bronzezeit wie in der spätrömischen  
Kaiserzeit (3. Jahrhundert nach Chr.) wiederfinden. — Gegen Schluß  
des ersten Jahrhunderts geht die Neigung, dem nackten Aufbau mehr Körper,  
mehr Fleischfülle zu geben, noch weiter. Es stellt sich eine geschmückte  
Oberseite und eine vernachlässigte Unterseite an dem immer breiter verflachen-  
den Sibelbügel ein (Textabb. 281, 288, 291, 295) und so schwindet jetzt der  
bisher noch festgehaltene Gegensatz zwischen gedrungenen und gestreckten  
Teilen, es schwindet die kräftige Profilierung. — Noch weiter entwickelt  
ist diese Verflachung und das Betonen der Schaufseite der Sibel um die Mitte  
des zweiten Jahrhunderts (Textabb. 283, 289). — Und um die Wende des  
zweiten Jahrhunderts zum dritten hin hat der erschlaffende Zug, der sich  
in immer breiterer Verflachung gefällt, seinen Höhepunkt erreicht; auf den  
durch die Verbreiterung gewonnenen freien Flächen stellen sich nun neue Arten  
der Verzierung ein, wie die mit Spitzentkreis versehenen Winkel (Textabb. 282),  
Perlschnurreihen (Textabb. 295) oder anderes (Textabb. 280, 292).

Damit schließt das Zeitalter der behaglichen Breite und es beginnt  
mit dem Übertritt der Sibel mit umgeschlagenem Fuße aus dem gotischen  
Südrußland nach Mitteleuropa im 3. Jahrhundert wiederum der alte streng  
konstruktive Schmiedestil der Latène-Zeit, ohne daß jedoch der Bronzeuß  
nun verschwindet. Das ganze Gerät soll wieder in einem Zuge, nur durch  
Biegen und Umwickeln, entstehen oder, soweit der Bügel gegossen ist, ent-  
standen zu sein scheinen (Textabb. 298, 299). Und denselben Charakter  
zeigen die Armbrustsibeln mit hohem Nadelhalter (Textabb. 296, 297).

Um 300 herum sehen wir die Entwicklung den gewohnten germanischen  
Weg von neuem einschlagen, d. h. es tritt wieder der Umschwung zu überhand-  
nehmendem Bronzeuß mit seinen breiteren Flächen an Stelle des Schmiede-  
charakters, doch so, daß die Umwicklungsmotive des Drahtschmiedens sich in die  
Form reichen Siligrantringschmuckes umsetzen. Dazu kommt eine plattenartige  
Ausbildung des Kopfes wie des Fußes, der sich ein scheibenförmiger Aufsatz  
mit Glasflußeinlage gesellen kann; in Skandinavien ist vorwiegend die Bügel-  
scheibe, in Norddeutschland die Fußscheibe beliebt, doch tritt auch beides ver-

eint auf (Textabb. 300). Nimmt man noch den reichen Besatz des Kopfes mit Knöpfen, sowie die konstruktiv wertlose und nur rein schmückende Verdoppelung oder Verdreifachung der Spiralkrolle hinzu, so hat man alle Bestandteile beisammen, deren ebenso reiche, als vornehm geschmackvolle Verbindung in den goldenen Prachtstücken der Sacrauer Königsgräber zu so unvergleichlich schöner Wirkung gelangt (Textabb. 301).

Von dem sonstigen mannigfachen Schmuck aus Edelmetall, den germanischer Geschmack für germanische Frauen der römischen Kaiserzeit



Abb. 307.  $\frac{1}{1}$ . Silberner Halsband-Schließhaken. Prov. Posen.



Abb. 308.  $\frac{1}{1}$ . Goldene Halsbandperle. Prov. Posen.



Abb. 309.  $\frac{1}{1}$ . Goldberlocl. Westpreußen.

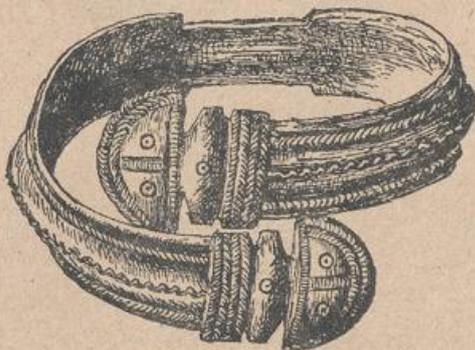


Abb. 310.  $\frac{4}{6}$ . Schildarmband, Bronze. Westpreußen.

erdacht und geschaffen hat, zeige ich nur noch ein paar Gruppen, deren Abbildungen mir gerade zur Verfügung sind. So einen der in der langlebigen S-Form gebogenen Schließhaken für silberne oder goldene Halsketten (Textabb. 307). Die Ketten selbst bestanden zuweilen aus aneinandergereihten hohlen filigrangeschmückten Gold- oder Silberperlen (Textabb. 308) und von ihrer Mitte hing ein ähnlich verziertes birnförmiges Goldberlocl auf die Brust herab (Textabb. 309). Solcher Zierat wurde Mode im zweiten Jahrhundert nach Chr., an dessen Ende bei den gepidischen Stämmen an der unteren Weichsel auch der prächtige Typus der sogenannten Schildarmbänder sich entwickelte. Ungemein häufig erscheint dort dieser Schmuck, teils aus Bronze

gearbeitet, wie das Urstück zu Textabb. 310, teils aus Silber, wie das Fundstück eines kürzlich aufgedeckten Frauengrabes aus der Graudenzer Gegend (Abb. 311, Taf. XXV), worin sich noch ein Silberarmband anderer Form befand und ein prächtiger halbmondförmiger Goldanhänger mit zierlichster Filigranarbeit, ähnlich den späteren Stücken aus einem der Saftrauer Königsgräber (Abb. 312, 313, Taf. XXV).

Nicht minder prächtig sind die um 200 nach Chr. unter dem Einfluß des südrussisch-gotischen Kulturstromes bei den Ostgermanen aufkommenden

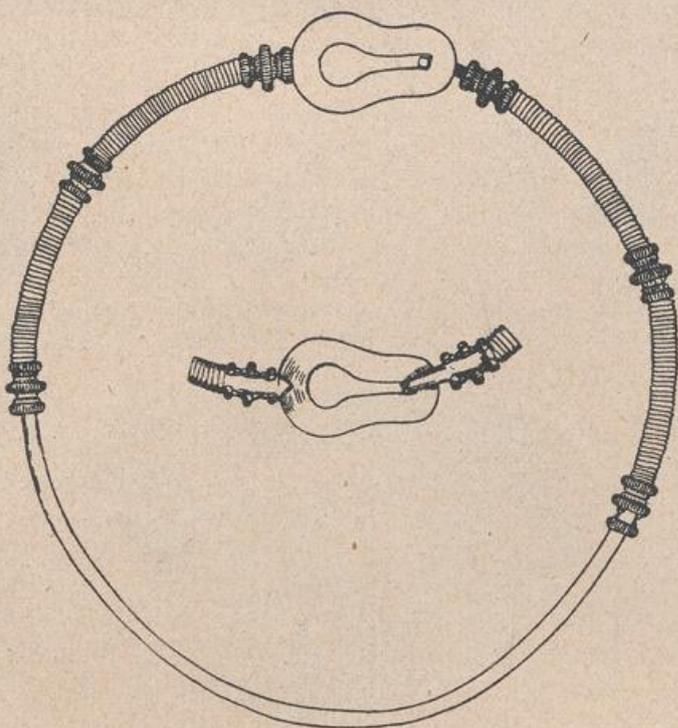


Abb. 314.  $\frac{1}{2}$ . Dienststedt, Thüringen; Silb. u. Gold. (Eichhorn: *Jshr. f. Ethn.* 1908.)

silbernen und goldenen Halsringe. Der Verschluss wird hier ganz in der Weise der Sibel mit umgeschlagenem Fuß durch rückwärts gerichtete Umwicklung der Drahtenden bewerkstelligt. Zuerst noch einfach gehalten, werden sie bald reich und reicher und treten in ihrer spätesten üppigsten Ausgestaltung, bei der die Drahtumwicklungen nur noch ornamentale Bedeutung haben, auch in das westgermanische Gebiet über. Ich führe hier ein silbernes Stück dieser Art aus dem oben (Textabb. 302) genannten Grabe von Dienststedt in Thüringen vor, also aus westgermanischem Gebiete (Textabb. 314). Die quergekerbten, in Gruppen zu je dreien angeordneten Ringwulste aus Silber, welche die Silberdrahtumwicklung der Enden sowohl

begrenzen als auch gliedern, haben als Untergrund, von dem sie sich auffallender abheben sollen, eine Lage von Goldblech erhalten, über die sie auf den Ring aufgeschoben sind.

Waren dies durchweg ostgermanische Schmucktypen, so zeigt uns Abb. 315 (Taf. XXV) einen westgermanischen Silberarmring aus dem Beginn des 3. Jahrhunderts. Seine Enden laufen, ähnlich wie es bei den gotischen Schildarmbändern geschieht, in einen von oben gesehenen Tierkopf aus, aber dieser Tierkopf zeigt eine gewollte natürliche Bildung, jener gotische eine ungewollte. Ich nenne ihn den „hannoverschen“ Tierkopf. Denn er wird fast nur in Hannover angetroffen und lebt dort und weiter nördlich noch

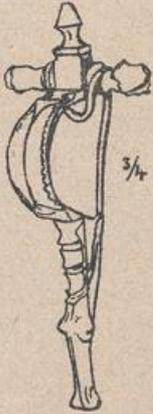


Abb. 316.

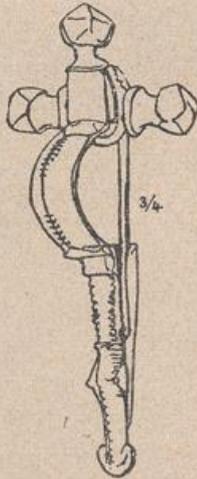


Abb. 317.

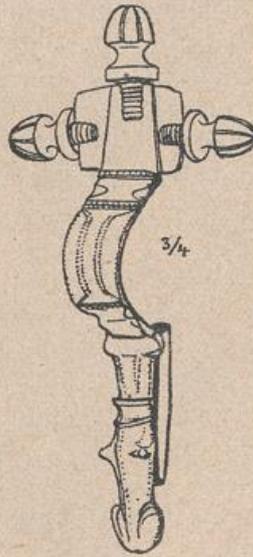


Abb. 318.

Anglische Sibeln aus Borgstedt, Kr. Rendsburg, Schleswig; Mitte bis Ende des 4. Jahrh. nach Chr. (hannoverscher Tierkopf).

lange fort, nachdem es ihm gegen Mitte des 4. Jahrhunderts gelungen war, sich auf dem Bügelfuß einer der wichtigsten und verbreitetsten Sibeln Nordwestdeutschlands, insonderheit Schleswig-Holsteins, der sog. Nydam-Sibeln, einzunisten (Textabb. 316—318), einer Schöpfung des Angelnstammes.

Die Nydam-Sibeln, auch kreuzförmige Sibeln genannt, hat sich, wie alle germanischen Sibeln der Völkerwanderungszeit, aus der Sibeln mit umgeschlagenem Fuß entwickelt, indem der Nadelhalter zu einer Scheide wurde, am Kopfe eine rechteckige Platte sich bildete, die ebenso wie die beiden Enden des Achsenstabs, der die Spiralrolle trug, mit Knöpfen besetzt wurde. Während Textabb. 316 und 317 die früheste Form dieser Sibelngruppe veranschaulichen, bietet Textabb. 318 eine etwas vorgeschrittene Gestalt: hier

ist die rechteckige Kopfplatte stark verbreitert worden und darum mußten die beiden Achsenknöpfe von der hinteren Rolle entfernt und mittels zylindrischer gespaltener Zapfenfortsätze an den Seitenrändern der Kopfplatte befestigt werden. Auch ist der Hals des Tierkopfs hier bereits weiter nach oben gerückt. Die kreuzförmige Tierkopffibel hat in Schleswig-Holstein eine zweihundertjährige Entwicklung durchgemacht (300—500), und ihre Ableger in Norwegen und England, die dort seit 350 auftauchen, lebten in diesen Kolonialgebieten noch im 6. Jahrhundert weiter.

Diese Fibel ist vor allem darum so wichtig, weil sie das Heimatgebiet jener Sachsen und Angeln genau bezeichnet, die England und zwar hauptsächlich das England nördlich der Themse erobert haben. Das südlichste England dagegen, soweit es südlich der Themse liegt, also vor allem Kent, wurde durch die schon seit dem 2. Jahrhundert nach Chr. aus Jütland an die nordfränkische Küste Belgiens und Frankreichs übergesiedelten Jüten besiedelt. Diese Jüten, die genau wie Angeln und Sachsen ein westgermanischer, nicht etwa ein skandinavischer (dänischer) Stamm waren, brachten aus diesen ihren neueren Sitzen am Ärmelkanal naturgemäß eine ganz andere Kultur nach England, als jene Angeln und nordalbingischen Sachsen aus Schleswig-Holstein und die westalbingischen Sachsen aus dem hannoversch-oldenburgischen Küstenstrich. Darum herrschte während und nach der germanischen Eroberung Englands im südlichsten Strich dieses Landes die mit der rheinfränkischen und alemannisch-bairischen Kultur sehr nahe verwandte nordfränkische Kultur, in Mittelengland aber bei den Sachsen von Wessex, Essex, Suffex und nördlich davon bei den Angeln die Kultur des Elbmündengebietes. Und in dieser letztgenannten Kultur ist jene mit dem Tierkopf am Fuß versehene Nydam-Fibel eine Charaktererscheinung.

So zeigt uns die Archäologie nicht nur die Heimat der ersten germanischen Siedler Englands, sondern auch den Weg, auf dem sie aus ihrer Heimat nach England gelangt und welche besondere Gebiete sie dort gewonnen haben. Und noch mehr: indem die archäologische Forschung auch den Zeitpunkt für diese Verbindungen Englands mit Nordwestdeutschland ganz genau angeben kann, stellt es sich heraus, daß abgesehen von geringeren Vorläufern der Bewegung die eigentliche starke Überwanderung der Angelsachsen mindestens ein Jahrhundert lang, 350—450, gedauert hat. Wenn die Geschichte diese Überwanderung in das Schlußjahr dieser Epoche setzt, so ist das so zu verstehen, daß erst um die Mitte des fünften Jahrhunderts die Königsgeschlechter der verschiedenen sächsischen Teilstämme, endlich fortgerissen von dem allgemeinen Abstrom, der die festländischen Sachsengebiete entvölkerte, auch hinüberzugehen sich gezwungen sahen, weil ihnen der Boden unter den Füßen zu schwinden begann. Das altenglische Königsgeschlecht entschloß sich als letztes sogar erst um 575 zu dem Zuge über die Nordsee nach Mercien.

Die Archäologie vermag so allein eine richtige und bis ins Einzelne genaue Lösung des großen Problems zu geben, das die Auflösung des ingwäonischen Stammes auf dem Festlande, mit Ausnahme des Friesenstammes, bedeutet, während geschichtliche und sagengeschichtliche Quellen hier erst einsetzen, sobald größere Herrschaftsgründungen im Neulande beginnen. Nach dem Eingeständnis des besten Kenners dieser Dinge, den es je gegeben hat, nämlich Karl Müllenhoffs (s. auch S. 97), versagen aber jene genannten Quellen vollkommen, wenn es sich um das enge mit jenem Problem verbundene andere Problem handelt, die Bildung des festländischen Stammes der Altsachsen. Dieser geschichtlich und sprachgeschichtlich völlig dunkle Vorgang konnte allein auf dem von mir angebahnten siedlungsarchäologischen Wege zur Aufhellung gebracht werden. Es ist das Verdienst eines meiner Schüler gewesen, neuerdings diese schwierige Frage in so eingehender Weise beantwortet zu haben, wie es das heutige archäologische Material zuläßt.

Zu diesem weiten Ausblick auf die Anfänge des heutigen England veranlaßte uns der hannöversche Tierkopf. Ein ganz anderer Tierkopf war derjenige, der in Holz geschnitten zwar schon im 3. Jahrhundert nachweisbar ist, aber auf den Fuß der Sibeln in ganz Germanien, das hieß damals soviel wie fast in ganz Europa, erst im 5. Jahrhundert übernommen wurde, also zu einer Zeit da der hannöversche Tierkopf schon arg entartet war. Bei dem Urtypus des hannöverschen Tierkopfs sind die beiden gekreuzten Linien oder, wenn man will, die beiden Winkel charakteristisch, die die beiden Augen umschließen; bei dem späten gemeingermanischen Tierkopf der Völkerwanderungszeit, wie ihn eine ölandische Silberfibel in großer Reinheit zeigt (Textabb. 319), sehen wir, wie die hintere Augeneinfassung sich bis an die untere Spitze des Kopfes verlängert und zwischen Augen und Nasenflügeln, meist bis an diese heran, einige Querbänder laufen. Das ist der Tierkopf, der dem sog. Stil I der germanischen Tierornamentik sein Zeichen gibt, also bis um 600 nach Chr. herrschend bleibt.



Abb. 319. <sup>2</sup>/<sub>3</sub>. Öland; Silber; 5. Jahrhundert (gemeingermanischer Tierkopf).

Der hannöversche Tierkopf lebt aber nicht nur an den nordalbingisch-englischen Fibeln vom Nydamtypus oder den „kreuzförmigen“ Fibeln weiter, sondern wandert auch nach Schweden, um dort nach seiner altgewohnten westgermanischen Weise wiederum auf den Enden von „Schlangenkopf“-Armbändern sich niederzulassen. In Schweden wird als Edelmetall für den feineren Frauenschmuck meist nicht Silber verwendet wie bei den West- und Ostgermanen Norddeutschlands, sondern Gold. So ist es bei den ostgermanischen Halsringen vom Typus des Dienstedter (Textabb. 314), soweit wir sie in Schweden antreffen, und so auch bei dem Typus der schwedischen Schlangenkopf-Armbänder, die sich nicht an die ostgermanischen Schildarmbänder (Textabb. 310), sondern an die westgermanischen Tierkopfarmbänder (Abb. 315, Taf. XXV) anschließen.

Die allmähliche Fortbildung dieses schwedischen Typus zeigen Textabb. 320—325. Von den beiden Winkelwülsten um die Augen, die der westgermanische Typus aufweist, gibt der schwedische den vor den Augen gelegenen sofort auf (Textabb. 320), bald auch die hinter dem Kopf befindliche halsartige Einschnürung (Textabb. 321). Dagegen werden die Querwülste an der Nasenspitze beibehalten und alsbald in einen Kugelwulst umgewandelt, der erst ganz am Schluß der Entwicklung aufgegeben wird (Textabb. 325), als vom Tierkopf selbst der letzte Rest, die Augentreiße (Textabb. 323), längst verschwunden war. Abseits von der gradlinigen typologischen Entwicklung steht das in Textabb. 326 wiedergegebene Stück, denn bei ihm ist nicht nur die Halseinschnürung, die wir in Textabb. 320 noch sehen, sondern auch die Wulstbildung an der Schnauze aufgegeben, so daß es hier zu einer Entwicklung der Schnauzentugel nicht kommen konnte. Ein goldenes Exemplar der vorletzten Stufe, also wie Textabb. 324, ist bis nach Thüringen verschlagen worden (Abb. 327, Taf. XXV). Dies Stück ist eines der vielen Beispiele für eine bisher noch nicht bemerkte, aber durch die Funde bezeugte Tatsache, daß nämlich seit der zweiten Hälfte des 4. Jahrhunderts das mehr oder weniger entleerte Gebiet der Ostgermanen vielfach von kleinen Trupps von Skandinaviern durchzogen und besiedelt worden ist.

Es sei in diesem Zusammenhange auch auf die richtige Beobachtung Erich Blumes, des zu früh dahingeraffteten trefflichen Kenners ostgermanischer Kultur der Kaiserzeit, hingewiesen, wonach wir in den berühmten Königsgräbern von Sackrau bei Breslau aus der ersten Hälfte des 4. Jahrhunderts (s. oben S. 161) keine Hinterlassenschaft der Wandalen zu sehen haben, die damals bereits südwärts über die Karpaten gestiegen waren, sondern eine solche von der Art der hinterpommerschen Skelettgräber, die durchweg eine sehr reiche Ausstattung an Schmuck aufweisen, aber keinerlei Waffenbeigabe enthalten. Es liegt somit ein gotischer, wohl gepidischer Charakter in diesen Gräbern; ich möchte sie den Rugiern zuschreiben, die ja um diese Zeit, nachdem die Burgunden durch die auswandernden

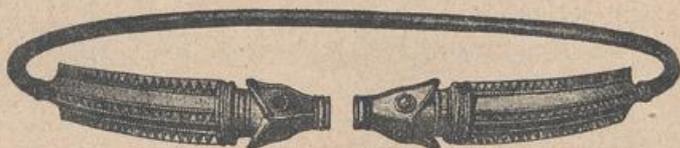


Abb. 320.  $\frac{1}{2}$ . Finnland. Gold.

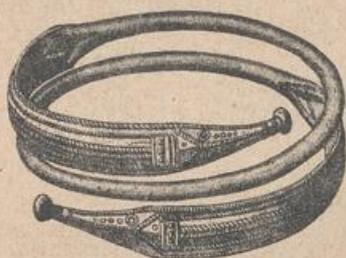


Abb. 321.  $\frac{1}{2}$ . Öland, Schweden. Gold.

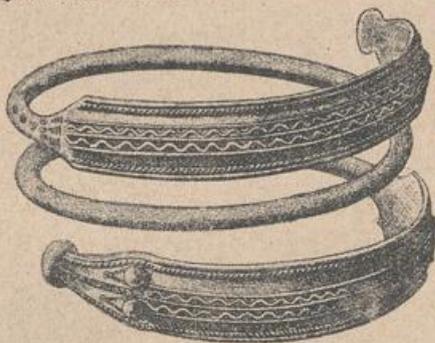


Abb. 322.  $\frac{1}{2}$ . Seeland. Gold.



Abb. 323.  $\frac{1}{2}$ . Uppland, Schweden. Gold.

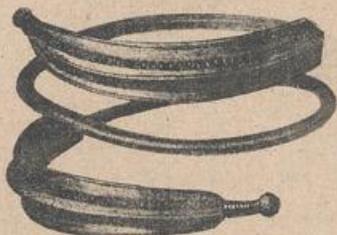


Abb. 324.  $\frac{1}{2}$ . Skånen, Schweden. Gold.

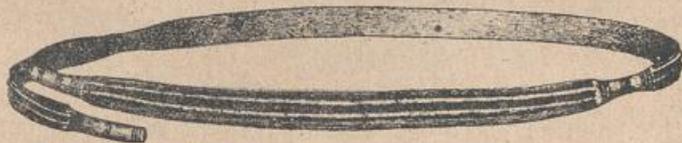


Abb. 325.  $\frac{1}{2}$ . Finnland. Bronze.



Abb. 326.  $\frac{1}{2}$ . Öland, Schweden. Gold.

Abb. 320—326. Schlangentopfarmbänder vom schwedischen Typus; 3.—4. Jahrh. nach Chr.

Gepiden aufgestört und schließlich ganz nach dem Rhein gezogen waren, aus ihrer hinterpommerschen Heimat südwärts durch das fast völlig entleerte ostgermanische Land auf dem Wege der Wandalen vorrücken, um dann, nach dem schließlich Abzuge der Wandalen an den Rhein um 400, ihrerseits deren Sitze in Nordungarn einzunehmen.

Von sonstigem Schmuck führe ich nur noch zwei Beispiele von Schnallen vor. Auch dieser Gürtelteil, der zu Beginn der Kaiserzeit die Ringschließe

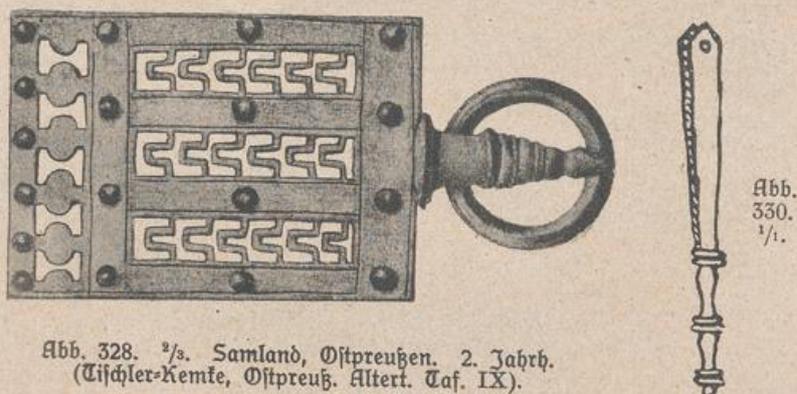


Abb. 328.  $\frac{2}{3}$ s. Samland, Ostpreußen. 2. Jahrh.  
(Tischler-Kempe, Ostpreuß. Altert. Taf. IX).

Abb.  
330.  
 $\frac{1}{2}$ i.

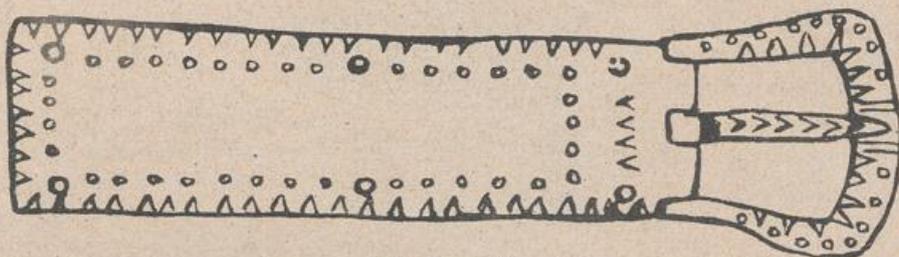


Abb. 329.  $\frac{1}{2}$ i.

Abb. 329. 330. Lünow, Kr. Westhavelland, Prov. Brandenburg. Skelettgrab (Stimming: Mannus IV, Taf. XLIV); vgl. Textabb. 386.

Abb. 328—330. Bronze-Gürtelteile des 2. Jahrh. nach Chr.

und den Gürtelhaken der Latène-Zeit verdrängt, macht eine sehr reiche Entwicklung durch, obwohl wirkliche Prunkstücke erst seit dem Einsetzen des gotischen Kulturstroms, also im 3. Jahrhundert aufkommen. Doch können sich auch einfache, aber saubere Bronzeexemplare des 2. Jahrhunderts, wie die gotische aus dem Samlande, Textabb. 328, oder die swebisch-sennonische, also westgermanische, aus dem Havellande, Textabb. 329, immerhin sehen lassen. Charakteristisch ist für das 1. Jahrhundert im allgemeinen die Kreisform, für das 1.—2. Jahrhundert die Halbkreisform (Textabb. 385, Nr. f, Abb. 388, Taf. XXXII), für das 2.—4. Jahrhundert die ovale oder rechteckige

Form (Textabb. 329, 385, Nr. 3c, g). Das gegenüberliegende, durch die Schnalle zu ziehende lederne Gürtelende, das von der Schnalle vorne herabhängt, wurde an seinem Ende dünn zugeschnitten und in ein bronzenes Schlußstück, die Riemenzunge, eingezwängt (Textabb. 330).

Und in der frühen Eisenzeit haben wir auch Anlaß, mit der Keramik unserer Vorfahren zufrieden zu sein, also auf einem Kunstgebiet, auf dem gerade die Germanen, vom Ende der Steinzeit her, nichts Erhebliches geleistet hatten im Verhältnis zu ihren benachbarten nordindogermanischen Völkern, den Illyriern und auch den Kelten, wie wir schon in dem Kapitel Bronzezeit erfahren haben (S. 51f.). Was die Germanen in der allerfrühesten Eisenzeit in Keramik schufen, zeigt bei den Westgermanen, die hier Jahrhunderte lang in die illyrische Schule gegangen waren, schon selbständige Züge, auch abgesehen von den oben erwähnten Hausurnen des sächsisch-anhaltischen Gebietes im Osten des Harzes. Die Formen der Gefäße sind kräftig, dabei nicht ungeschön, während an der Keramik der Ostgermanen, wo die Gesichtsurne (Textabb. 268) in ihrer unendlichen Wiederholung und ihrer zugleich unererschöpflichen Abwandlung eine Hauptrolle spielt, eine gewisse urwüchsige, massige gesunde Verbheit, die freilich keineswegs der Schönheit entbehrt, nicht zu verkennen ist.

Zu wirklicher Höhe stieg die germanische Keramik indes in den letzten Jahrhunderten vor Chr. Freilich bestand diese Blüte auch nicht bei allen Germanen, sondern nur bei denjenigen swebischen Auswandererstämmen, die noch in vorrömischer Zeit von der Mittelalbe westwärts über Thüringen, Hessen-Nassau nach dem rheinischen Hessen vordrangen. Auf diesem ganzen Striche finden sich nämlich in den letzten Jahrhunderten vor Chr. in Gräbern, wie in Ansiedelungen feintonige, dünnwandige, hartgebrannte Gefäße von guter Scheibenarbeit, schön in der Form ihres Aufbaues, am Oberteil gegliedert durch flach gewölbte, breite Wülste, die durch Furchen oder durch ganz schmale Wülste voneinander geschieden sind, sonst aber meist ohne jeden anderen Schmuck als den teils scharfen, teils matten Glanz der tiefschwarzen Farbe (Abb. 331—337, Taf. XXVI). Verzierungen ornamentaler Art sind höchstens in der Weise hergestellt worden, daß glänzend polierte Linien aus dem matten Grunde sich abheben. Zu dieser vorgeschrittenen Keramik sind die Sweben offenkundig unter keltischem Einfluß gelangt.

Die meisten Fundstätten dieser Art bieten einerseits die Gegenden um die Mainmündung (Abb. 331, Taf. XXVI), andererseits Thüringen, von Salzungen, Eisenach und Mühlhausen (Abb. 332, Taf. XXVI) bis nach Halle und Leipzig (Textabb. 333, 334), und nach einer großen Unterbrechung erst wieder die Mitte des Königreichs Sachsen, wo sie an der Elbe, von Dresden bis Bodenbach, ihren östlichsten Punkt erreichen. Nordwärts des Breitengrades von Halle

kommen diese gedrehten Latènegefäße nur noch spärlich vor, so zu Torgau a. d. Elbe (Abb. 335, Taf. XXVI); doch erscheinen vereinzelt Stücke sogar noch östlich der Elbe, wie in den Kreisen Zerbst in Anhalt (Abb. 336, Taf. XXVI), Jerichow I in der Prov. Sachsen, Teltow in der Prov. Brandenburg. Der nördlichste von mir entdeckte Ausläufer liegt in Wagenitz, Kr. Westhavelland, von woher ein schönes Gefäßchen unserer Art in Privatbesitz sich befindet (Abb. 337, Taf. XXVI).

Neben diesen Gefäßen gehen im westgermanischen Elbgebiet, wie im ostgermanischen Oder- und Weichselgebiete ganz ähnliche von gleichsauberer Arbeit einher, die nicht auf der Scheibe gedreht, wohl aber nach älterer Weise durch eingeritzte und oft weiß eingelegte Muster ausgeschmückt sind.

Das hervorragendste dieser Muster ist der Mäander, der früher schon vom 9. bis zum 7. Jahrhundert vor Chr. bei den Germanen Mode ge-



Abb. 333.  $\frac{1}{4}$ .



Abb. 334.  $\frac{1}{4}$ .

Abb. 333. 334. Gröbern bei Leipzig (nach Jacob).  
Gedrehte Gefäße der Latène-Zeit.

wesen war, damals nur auf Bronzeschmuck, z. B. an breiten Hohlarmbändern, sog. Nierenringen, aber auch bei den vorher behandelten Hängevasen (Abb. 165, Taf. XVI, Randteil); nunmehr aber, in den letzten Jahrzehnten vor Chr., kehrt er in sehr langgezogenen, gewöhnlich streng symmetrischen Formen auf Tongefäßen wieder. Nicht etwa unter römischer Einwirkung, denn eine solche bestand damals, am Ausgange der sog. Latène-Zeit, noch in keiner Weise. Eher wäre eine vorrömische illyrische (pannonische) Einwirkung möglich, wie sie denkbar ist für das Stufenmuster bei Sibeln (Textabb. 277—279, 285—286), Bronze-Schnallen, Bronzebeschlagen an der Mündung von eisernen Schwertscheiden und andern Metallstücken, wo es allerdings stets erst beim Übergang in die Kaiserzeit oder noch später erscheint. Allein ein eigentlicher Mäander ist auch auf provinziäl-römischem Gebiet für das Ende der Latènezeit nicht nachzuweisen.

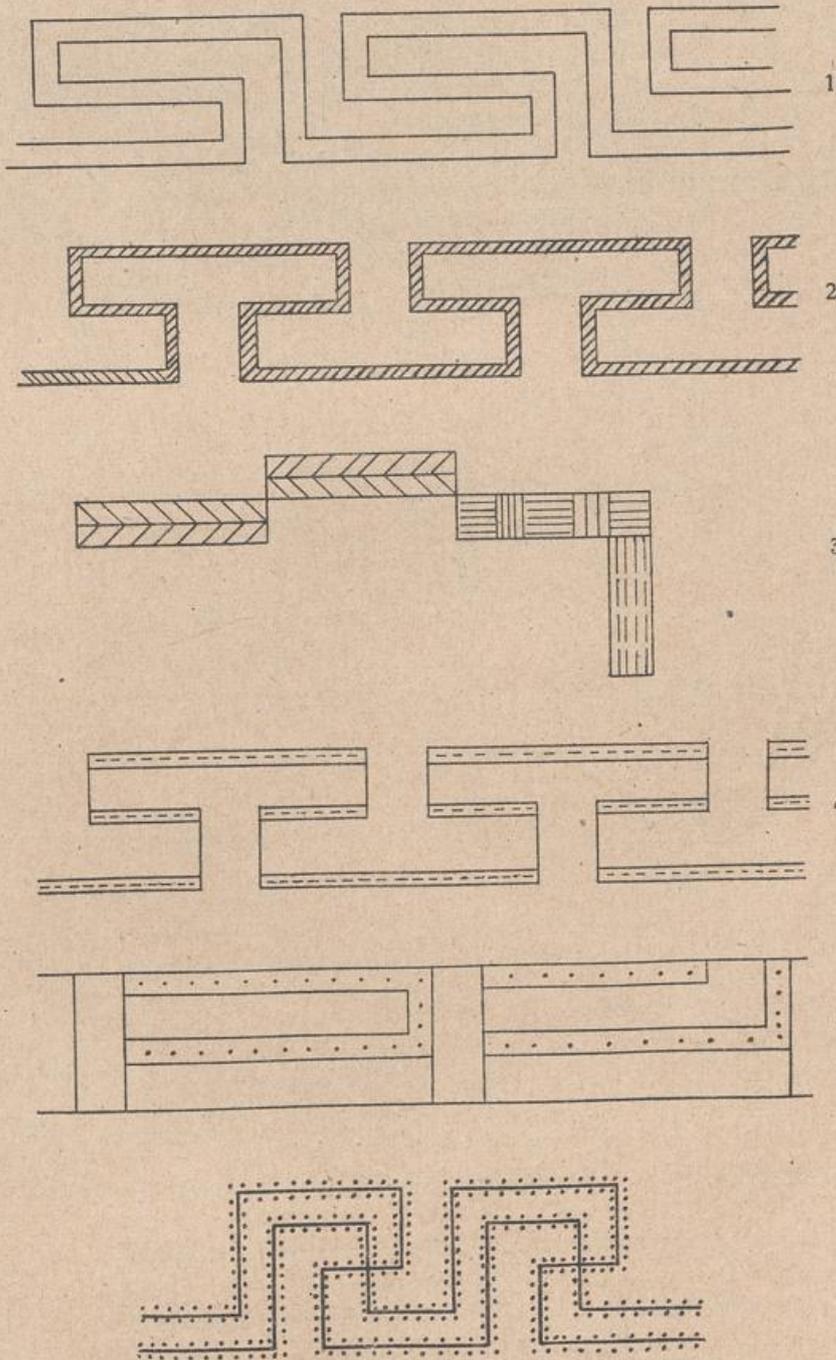


Abb. 338, Nr. 1—5. Muster des ostgermanischen Mäanders vom Ende der Latènezeit, Nr. 6 vom Beginn der Kaiserzeit.

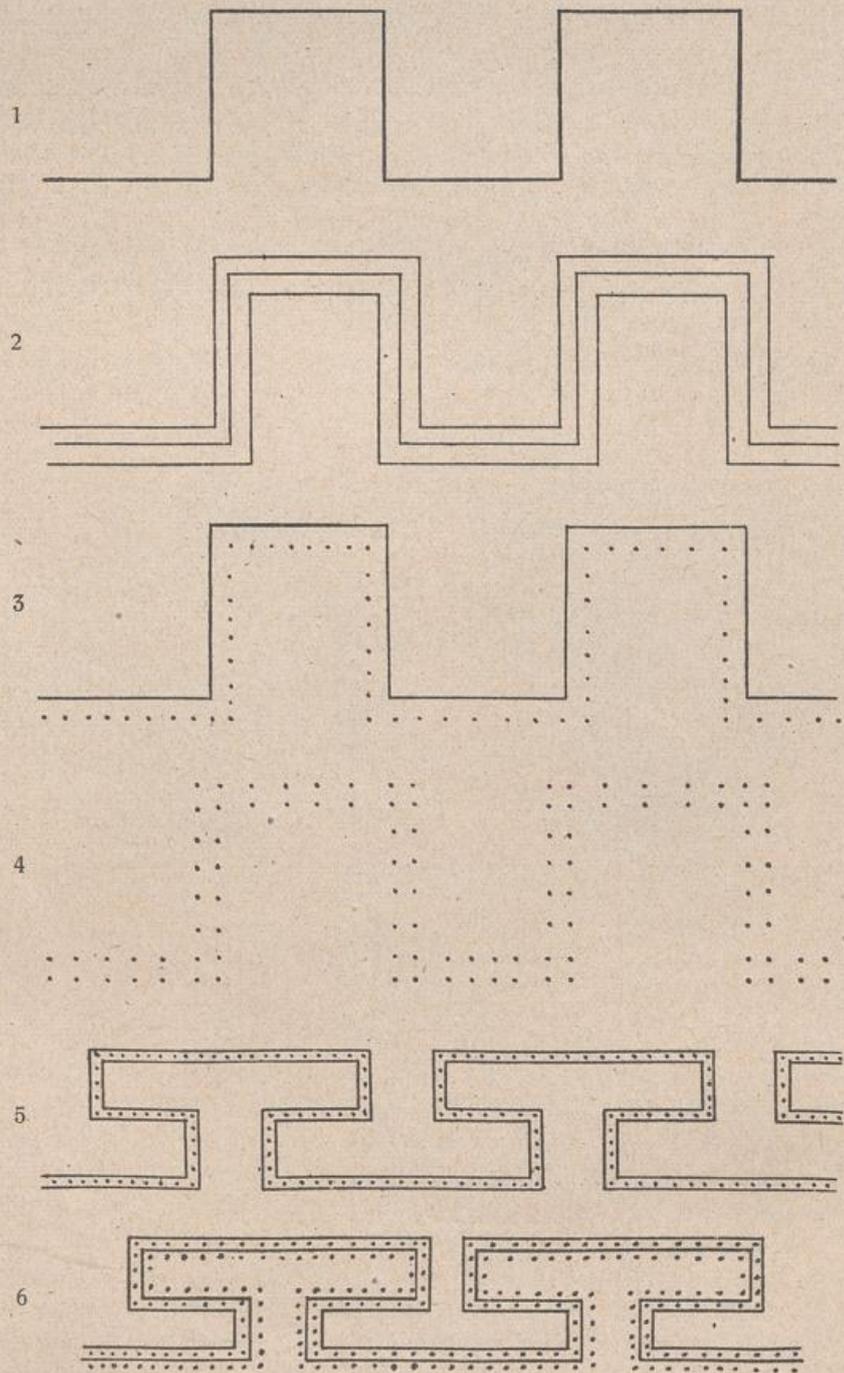


Abb. 339. Westgermanisches Zinnenmuster und westgermanischer Mäander vom Ende der Latènezeit. Nr. I.

Und auch hier scheiden sich die beiden großen Gruppen der West- und Ostgermanen alsbald in der Art, wie sie dieses Muster gestalten. Textabb. 339 und 340 veranschaulichen die westgermanischen Arten des Mäanders und des ihm gleichwertigen Zinnenmusters der Latènezeit, Textabb. 338 die ostgermanischen Arten derselben Zeit. Während die Ostgermanen zunächst das einfache, leere Linienband oder ein solches mit Strichfüllung, Schrägstrichen, Längsstrichen, Tannenzweigmuster bevorzugen (Textabb. 338, 1—4), wenden

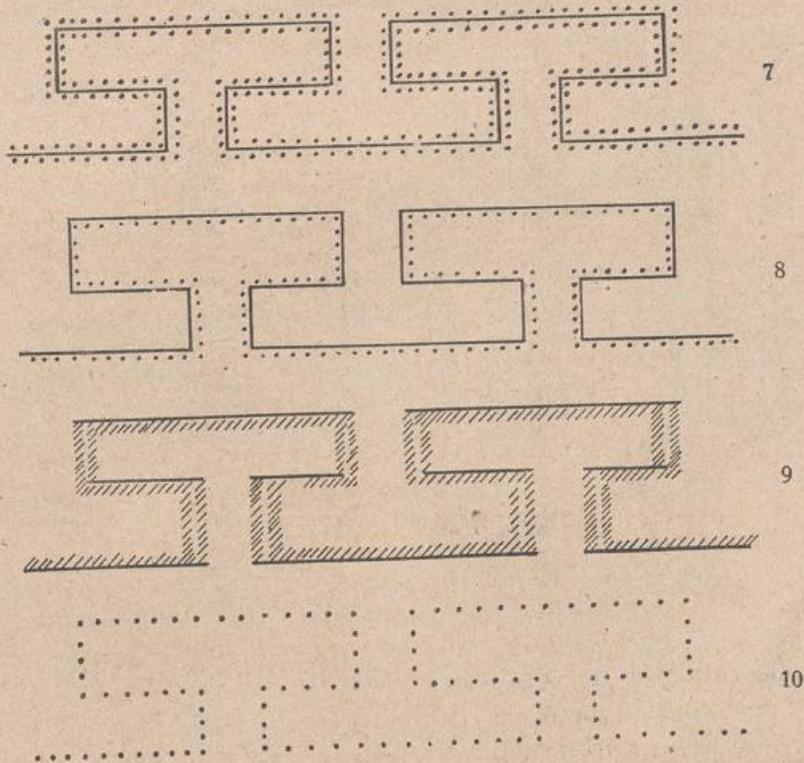


Abb. 340. Muster des westgermanischen Mäanders vom Ende der Latènezeit. Nr. II.

die Westgermanen mit Vorliebe die ihnen längst geläufigen Arten der Ausführung an: das punktgefüllte Strichband (Textabb. 339, 5, 6) oder die beiderseits von Punkten umsäumte Linie (Textabb. 339, 6; 340, 7); die erste Art auch bei Ostgermanen häufig (Textabb. 338, 5), die letzte bei ihnen nur einmal in Doppelmäander belegt (Textabb. 338, 6) und dies bei einem kleinen Gefäße, das schon am Beginn der römischen Kaiserzeit steht (Abb. 343, Taf. XXVII). Die Tafel XXVII veranschaulicht außerdem in Abb. 341 eine westgermanische Mäanderurne aus Böhmen, in Abb. 342 eine ostgermanische aus Westpreußen, beide aus der Latènezeit, endlich noch eine zweite

ostgermanische aus Schlesien, die ebenfalls bereits dem Übergange aus der Latènezeit in die Kaiserzeit angehört (Abb. 344).

Eine ganz besondere Stellung in der Latène-Gruppe der Mäandergefäße nimmt die in der schon genannten Abb. 342 (Taf. XXVII) wiedergegebene reichverzierte Gattung glänzend schwarzer rundbauchiger Terrinen ein, die sich nach der Mündung, wie besonders nach dem hohen Fuß hin stark verengen. Auf der größten Bauchweite sind sie mit einer geradezu üppigen Fülle von stets wechselnden Ziermustern bedeckt, deren jedes ein Quadrat oder Rechteck des Gurtbandes ausmacht. Als solche Muster sind zu nennen Kreuz und Hafenkreuz mit breiten, gestrichelten Armen, Schachbrett, Rauten, Tannenzweig u. a. Ein vollkommener Mäander fehlt; ihn ersetzt das Stufenmuster und das Hafenkreuz, gewissermaßen Vorstufen oder Abarten des Mäanders. Diese schöne Gefäßform erscheint besonders oft an der unteren Weichsel in der Danziger Gegend, also auf rugischem Gebiet, aber schon zu einer Zeit, da dies Gebiet bereits gotisch durchsetzt wurde. Denn wir werden gleich

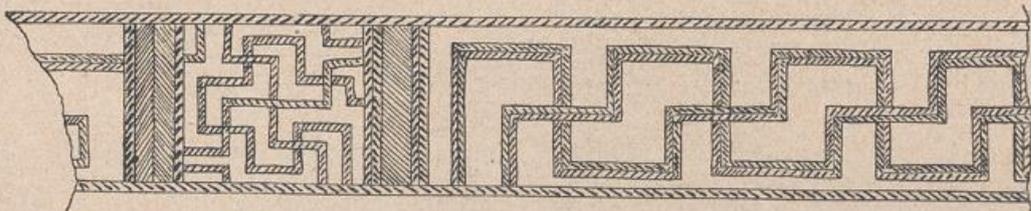


Abb. 345.  $\frac{1}{2}$ . Mäandermuster einer Urne aus Szymborze, Kr. Hohensalza, Prov. Posen. Kaiser Friedrich-Museum, Posen.

hören, daß wie so viele Spät-Latène-Formen in der späten Kaiserzeit wieder auftauchen, so auch diese Form an der nämlichen Stelle, die damals seit Jahrhunderten gepidisch beherrscht war, und außerdem ist sie nun auch bei den eigentlichen Goten im Samlande zu finden (s. unten).

Die verschiedenen Arten des ostgermanischen Mäanders der Römischen Kaiserzeit sehen wir in Textabb. 346, 347 dargestellt: hier überwiegt jetzt beim einfachen Mäander das punktgefüllte Linienband (Textabb. 346, 348), beim Doppelmäander (Textabb. 347, 345) jedoch die alte Strichfüllung in mannigfachster Abwechslung, zuweilen vereint mit der Punktfüllung, wie bei dem Gefäß aus Siegda (Textabb. 347 Nr. 5 und Abb. 349, Taf. XXVIII). Charakteristisch sind auch die Formen der ostgermanischen Gefäße der Kaiserzeit, in Schlesien und Südposen besonders durch die Dreizahl der Hentel und ihre knieförmige Gestaltung, in Nordposen und Hinterpommern durch den eigenartigen zweihenkligen Typus, der in der Urne von Brostowo mit seiner schönsten Ausführung gefunden hat (Abb. 350, Taf. XXIX). Die vorher beschriebene einhenklige, rundbauchige, hochfüßige, reichverzierte Terrine (Abb. 342, Taf. XXVII) lebt auch in der mittleren und späteren

Kaiserzeit fort, und ist nun nicht mehr auf das nördliche Westpreußen und das östliche Hinterpommern beschränkt, sondern greift über das süd-

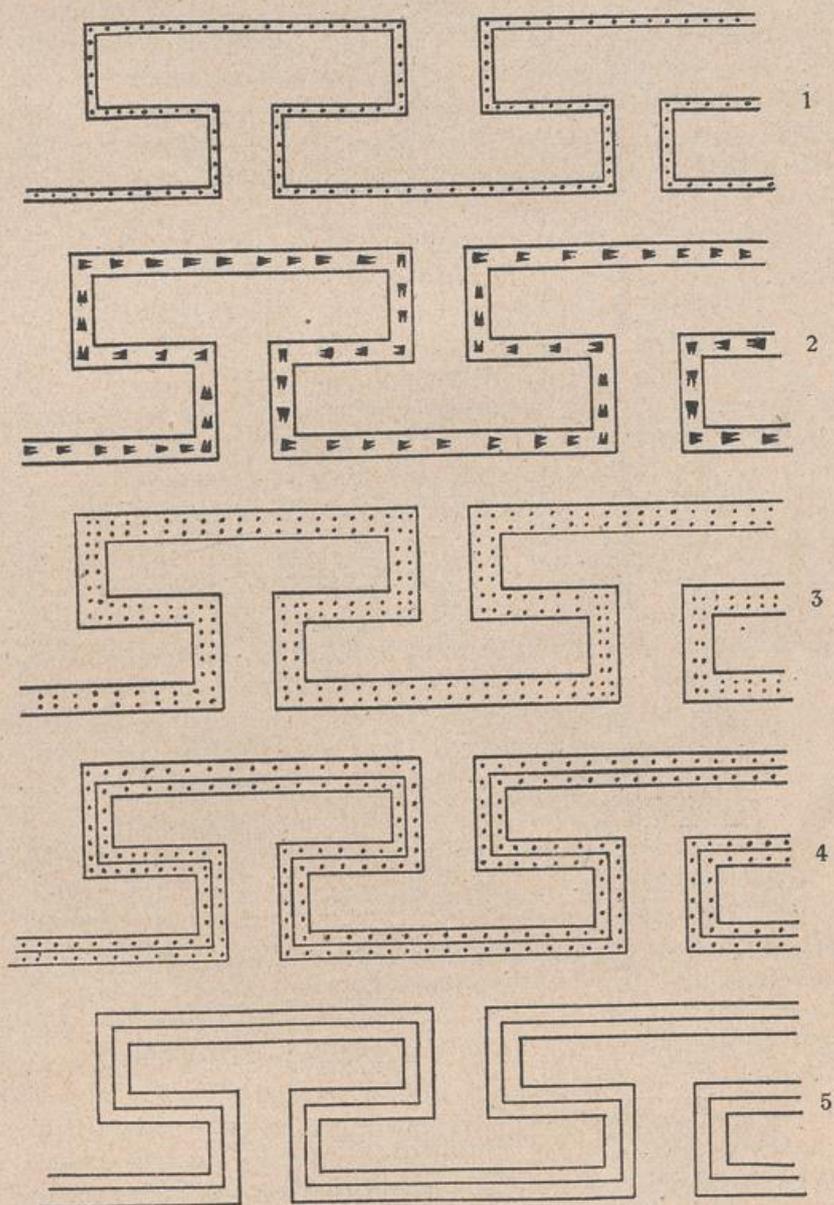


Abb. 346. Muster des ostgermanischen Mäanders der beiden ersten Jahrhunderte nach Chr.

liche Westpreußen stark nach Nordposen hinüber. Das abgerollte Zierband eines leider nur unvollständig erhaltenen derartigen Stückes zeigt

Textabb. 345. West- und Ostpreußen hat im 3. Jahrhundert nach Chr. seine Eigenart in einer besonders hohen einhenkeligen Pokalform, die durch

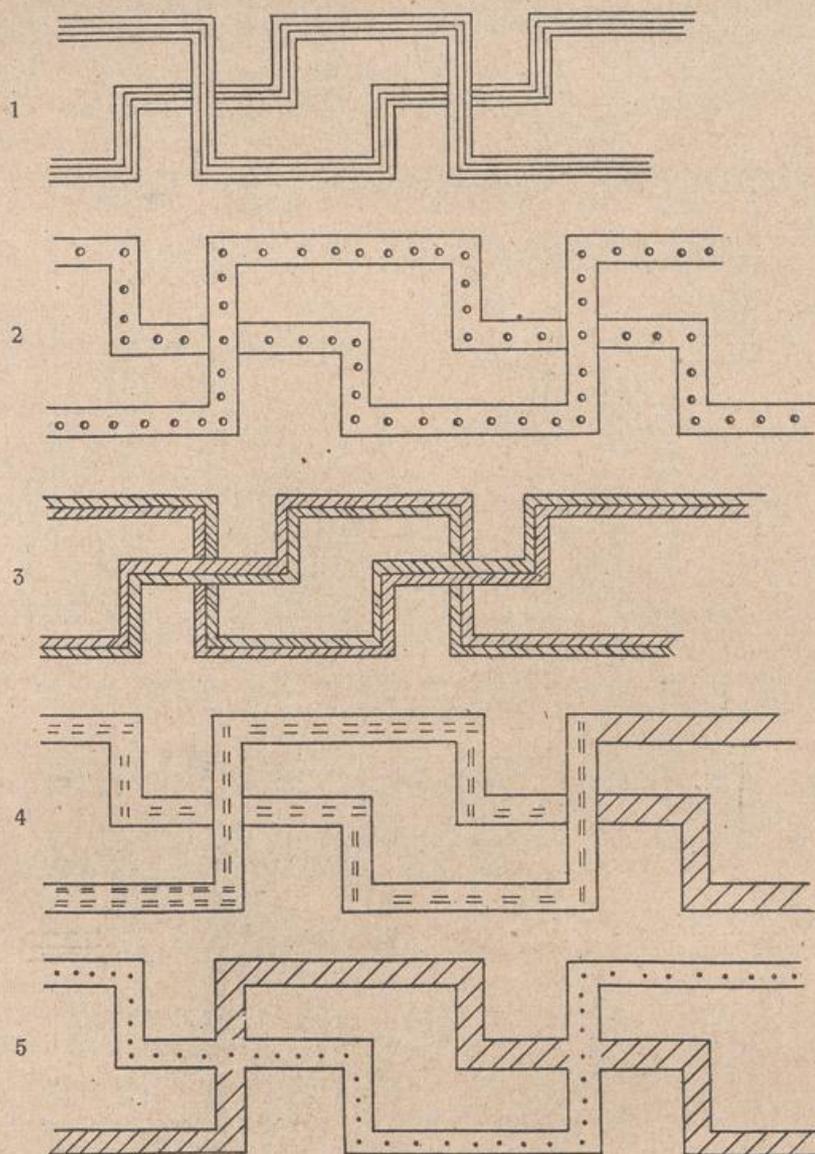


Abb. 347. Muster des ostgermanischen Doppelmäanders der beiden ersten Jahrhunderte nach Chr.

ihre ganze Gestalt und glänzend schwarze Farbe, den hochliegenden Bauchteil, den hohen stark verengten Fußteil, die Einhenkeligkeit, und vor allem durch

die Art der Verzierung, ihre Verteilung auf ein Gurtband von Rechtecken, deren Fülle ständigen Wechsel der Muster aufweist, gleichfalls ein offenkundiger Nachkomme der eben besprochenen reichgeschmückten Terrinen aus der Latènezeit und damit der nächste Verwandte der gleichverzierten Terrinen der Kaiserzeit ist. Der Unterschied beider Formen besteht nur darin, daß der schlanke Fuß der Pokale noch weit höher emporsteigt und daß der Bauch der Pokale nicht streng fugelig, sondern eher doppeltegelförmig geformt ist. Vertreter dieser Gattung liegen vor aus Gräbern von Mischischewitz, Kr. Karthaus in Westpreußen (Abb. 352, Taf. XXX), und von Wiekau und Corjeiten, Kr. Fischhausen in Ostpreußen, während bei den nach Pommern und Brandenburg abgewanderten Teilen der Burgunden nur noch entartete Exemplare dieser Pokale anzutreffen sind (Selchow, Kr. Greifenberg; Tucheband, Kr. Lebus; Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim).

In den an die Ostgermanen nächstgrenzenden Strichen ahmen die Westgermanen sowohl die ostgermanische Urnenform, so die des Typus Brostowo, nach (Abb. 351, Taf. XXIX), als auch den ostgermanischen Doppelmäander, führen diesen jedoch in der Rädchen-technik aus, die wir sogleich kennen lernen werden. Beides, jene Gefäßform, wie der Doppelmäander, fehlt im Hauptgebiet der Westgermanen. Dagegen ist für die Westgermanen mit Beginn der Kaiserzeit eigentümlich, daß sie in ihrem Mäandermuster den eigentlichen Körper, die Strich-Linie, nun bloß noch als Führung für die zwiefache Punktierungsreihe ansehen und demgemäß fallen lassen, sobald sie das Punktmuster nicht mehr in Einzelstück ausführen, sondern mit Hilfe eines Rollstempels in Form einer gezahnten kleinen Scheibe, also eines feststehenden Rädchens, wenn man so sagen darf. Der „Rädchenmäander“ ist von nun an mehr als zweihundert Jahre lang ein untrügliches Merkzeichen westgermanischer Keramik (Abb. 351, Taf. XXIX; Abb. 353, 354, Taf. XXXI; Textabb. 385, Nr. 3, 4; 409; 410), Kultur und Bevölkerung, so gut wie der „Strichlinienmäander“ jetzt die Ostgermanen kennzeichnet.

Wenden wir uns am Schlusse unserer Betrachtung der germanischen Kultur zur Römerzeit noch den Waffen dieser Zeit zu. Wir sahen, daß es während der Bronzezeit germanische Art war, die Kriegswaffe besonders schön zu gestalten und ihrem Wesen entsprechend zu verzieren. Zu allen Zeiten hat der germanische Krieger, insonderheit der Held, ein ganz besonders nahes Verhältnis zu seinen Waffengefährten gehabt, nicht bloß zu den Sippengeossen, die in der Schlachtordnung an seiner Schulter standen, sondern auch zu den Waffengefährten aus Bronze, Eisen oder Stahl, die sein Arm gegen den Feind schwang und auf die er sich lieber als auf Menschenhilfe verließ. Dieses gewissermaßen zärtliche Verhältnis des Germanen zu seiner Ausrüstung, vornehmlich zu den beiden hauptsächlichsten Angriffswaffen, zur Lanze und noch mehr zum Schwerte, zeigt sich auch in der frühen Eisenzeit. Denn so-

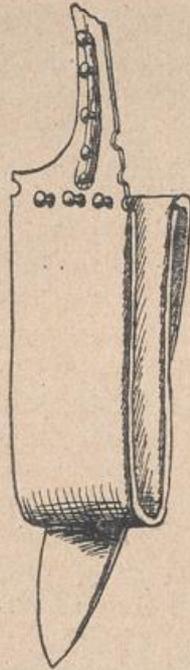


Abb. 355.  $\frac{1}{4}$ .  
Oland; einschneidiges Latène-Schwert,  
rituell gefaltet als Grabbeigabe.



Abb. 356. Etwa  $\frac{1}{6}$ . Abb. 357.  
Rekonstruktion eines einschneidigen  
Latène-Schwertes nebst Holzsheide.

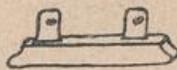


Abb. 358.  $\frac{1}{4}$ .  
Eiserne Ortbänder zu Holzsheiden.

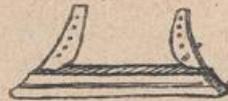


Abb. 359.

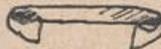


Abb. 360.  $\frac{1}{4}$ . Eiserne Klammern von Holzsheiden.  
(Abb. 355—360 nach M. Jahn: Mannus V, 76.)

bald die Germanen zu einer durchgebildeten Waffenschmiedekunst gelangen, offenbaren sie wiederum, welcher hohen Wert sie auf die Verzierung der Eisenswaffen legen. Das ist in den beiden letzten Jahrhunderten vor Chr. der Fall, ganz besonders bei den Ostgermanen, und unter diesen wiederum am hervorragendsten bei den Burgunden, die in jener Zeit von Bornholm nach Hinterpommern und Westpreußen links der Weichsel eingewandert waren und weiter südwärts nach Posen hinein etwa bis in die Nähe der Warthe sich ausdehnten.

Charakteristisch für die Burgunden und auch noch für die nicht sehr viel später aus Gotland nach dem Weichselmündungsgebiet herübergekommenen Goten ist ein einschneidiges Schwert von nur etwa 70 cm Länge. Es wurde in einer Holzscheide getragen, deren beide Holzplatten von eisernen Klammern zusammengehalten wurden und deren unteres breites Ende zuweilen in einem eisernen Ortband (Beschlag) endigt (Textabb. 355—359). Zwei von diesen Eisenklammern, die sich schräg gegenüberstehen, laufen in Osen aus, die für den Schwertriemen bestimmt sind (Textabb. 360). Zuweilen kommt dies burgundische Kurzschwert auch bei den Westgermanen vor, doch nur bei ihrem östlichsten Zweige, den Elbgermanen, von Ostthüringen bis Mecklenburg, sowie in dem nördlich sich anschließenden Dänemark.

Dagegen ist das unter keltischem Einfluß entstandene zweischneidige Langschwert von mindestens 1 m Länge, dessen Scheide immer aus Eisen, seltener aus bronzebelegtem Eisen hergestellt worden ist und den Schwertriemen nicht durch zwei Randösen, sondern durch eine oben auf der Rückseite befindliche Schlaufe aufnimmt, bei allen Germanen gleichmäßig verbreitet (Textabb. 361, 362). Außerdem findet sich in jenem genannten mittelgermanischen Gebiet der Elbgermanen, samt dem der nördlich anstoßenden Stämme des heutigen Dänemark, eine eigentümliche Zwitterform: ein zweischneidiges Langschwert, das zwar auch eine Eisenscheide hat mit dem eigentümlichen hochgeschwungenen Mündungsbeschlag keltischer Art, aber nicht die bei ihr sonst übliche Riemenschlaufe, sondern vielmehr die beiden Randösen der ostgermanischen Holzscheide, und ebenso nicht das sonst übliche spitze Ortband, sondern das gradabschneidende Schwertende und demgemäß auch das balkenförmige Ortband des ostgermanischen einschneidigen Kurzschwertes (Textabb. 363, 364). Bei diesen den Ostgermanen nächst wohnenden Westgermanen des Elbgebietes liegt also eine in völlig selbständigem Geschmaack vollzogene Verschmelzung keltischer und ostgermanischer Kultureinflüsse vor. Selbständig auch darin, daß die bei den ostgermanischen Holzscheiden in die Augen fallende Hervorhebung des eisernen Ortbandes an der elbgermanischen Zwischenform in der Weise erreicht wird, daß das Ortband zur Eisenscheide nicht aus Eisen, sondern aus Bronze hergestellt wird.

Weitere Eigentümlichkeiten germanischer und zwar wiederum offenkundig burgundischer Metallscheiden zu zweischneidigen Langschwertern der

vorrömischen Zeit sind es, wenn diese leiterartig von oben bis unten mit Querstegen besetzt sind (Textabb. 362), wenn weiter bei ihnen über der unteren Spitze durch einwärts gerichtete zackentartige Vorsprünge zuerst ein kreisförmiger und später ein herzförmiger Raum abgegrenzt wird (Textabb. 365, 366 a, b), wenn

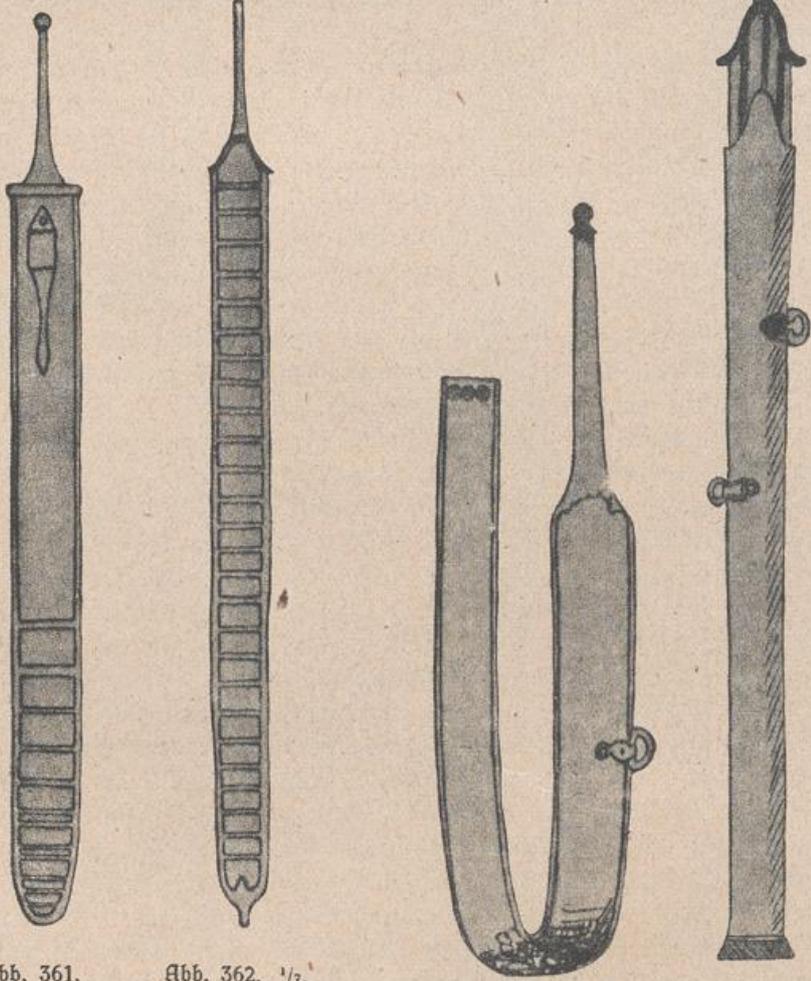


Abb. 361.

Abb. 362.  $\frac{1}{7}$ .

Zweischneidige Latène-Schwerter nebst  
Eisenscheiden mit Sprossenbesatz.  
Nr. 361 feltisch und germanisch (Rück-  
seite); Nr. 362 rein germanisch (Vorder-  
seite). (Jahn: Mannus V, 79.)

Abb. 363.  $\frac{1}{4}$ . Sünen.

Abb. 364.  $\frac{1}{5}$ .  
Seeland.

Sog. „mittelgermanische“, zweischneidige  
Latène-Schwerter mit Eisenscheiden von  
Holzscheidenform. (Jahn: Mannus V, 76.)

sie endlich ein aus der Scheide abwärts heraustretendes spitzes Ortband  
aufweisen (Textabb. 366 b—d). Diese burgundischen und andere allgemein

ostgermanische Schwertarten erlangten in ganz Germanien Be-  
rühmtheit, denn wir finden sie als Handelsware verbreitet bis  
ins Rheingebiet hin, unzweifelhaft im Gefolge der seit etwa 100

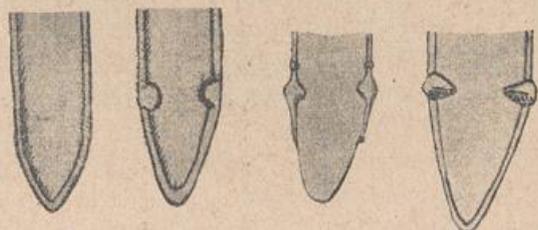


Abb. 365 a—d.

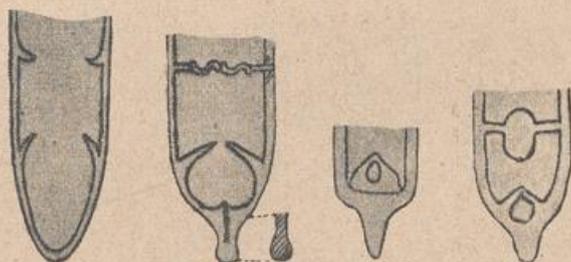


Abb. 366 a—d.

Entwicklung des gemeingermanischen Ortbandes des zweischneidigen Latène-  
Schwertes zum spitzen „burgundischen“ Ortband. (Jahn: Mannus V, 81).

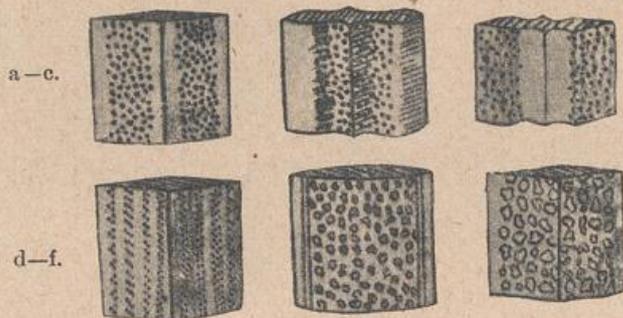


Abb. 368 a—f. Muster auf ostgermanischen verzierten Schwertflingen der  
Latène-Zeit: a—d gepunzt; e, f geätzt.  
(367, 368. Jahn: Mannus V, 81.)

vor Chr. immer mächtiger an den Mittelrhein vordringenden west-  
germanischen Stämme des Elb- und Havelgebiets, die unter dem  
Gesamtnamen der Sweben zusammengefaßt wurden. Bei ihnen  
finden wir auch einzelne Vertreter der bei allen Ostgermanen,



Abb. 367;  
etwa 1/3.  
Kaulwitz,  
Schlesien:  
verzierte  
Schwert-  
flinge der  
Latène-  
Zeit.

Burgunden wie Wandalen, so beliebten verzierten Schwerter. Die Klingen dieser Schwerter zeigen Muster, die entweder aus Punkten oder aus Tupfen bestehen und im ersten Falle eingepunzt, im anderen aber eingäht worden sind (Textabb. 367, 368). Aber auch die Scheiden zeigen an ihrem Oberteil allerlei ein- oder angeschmiedete geometrische Muster in Leisten aufgelegt oder, falls aus Bronze, in Guß hergestellt; hier erscheinen besonders rechteckige, hakenkreuz- und stufenförmige Muster (vgl. oben S. 170).

Noch weit zahlreicher sind die wiederum durchaus von burgundischen Waffenmeistern herrührenden verzierten eisernen Lanzenspitzen.

Gegenüber dem schmalen, dicken, kurzen Blatt mit halbrunder Tüllenfortsetzung bis zur Spitze, wie sie der gegossenen Bronzelanze eigen, ist das charakteristische der eisernen Lanzenspitzen der Latènezeit, wie schon der ihr vorausliegenden sog. Hallstattzeit (s. Textabb. 267), das dünne, platt gehämmerte Blatt mit scharfartigem Mittelgrat, der wiederum die grade Fortsetzung der runden Tülle ist. Neben kürzeren, sehr breiten Lanzenspitzen (Textabb. 369) erscheinen jetzt in überwiegender Zahl schlankere von einer Länge bis weit über einen halben Meter (Textabb. 370). Der Holzschaft, von 2—3 m Länge, lief hinten in einen eisernen Lanzenstumpf aus. Sehr selten und nur auf burgundischem Gebiete erscheinen Speere, d. h. Wurf-, nicht Stoßlanzen, deren Eisenspitzen mit langen Widerhaken versehen sind, auch eine ausschließlich germanische Erscheinung.

Als eine Art Verzierung des Lanzenblattes ist es aufzufassen, wenn man an beiden Schneiden unsymmetrisch gestellte Bogenauschnitte machte (Textabb. 371). Diese hatten aber auch den Zweck, die Verwundung möglichst schwer, beim Herausziehen des Speeres aus der Wunde gar unheilbar zu machen, wie das in der Steinzeit schon ähnlich geschah mit den an beiden Schneiden scharf ausgezackten Lanzenspitzen aus Feuerstein. Die eigentliche Verzierung bedeckte indes das ganze Lanzenblatt, oder mit Vorliebe einen spitzovalen Ausschnitt des unteren breiten Blatteiles dicht zu beiden Seiten des Mittelgrates. Sie bestand ursprünglich aus einem mehrreihigen Zickzackband in Längs- oder in Querrichtung, vergrößerte sich bald aber zu Tupfen-, Stern-, Strich- und Punktmustern (Textabb. 373, 374). Ähnlich wie bei den Schwertklingen ist bei den Lanzenspitzen diese Verzierung in der Hauptsache eingäht worden. Zuweilen erscheinen so bedeutungsvolle Zeichen wie das laufende Dreibein („Triskeles“: Textabb. 373 i), das ohne Zweifel verwendet wurde, um göttliche Hilfe und damit erfolgreichen Sieg an diese Waffe zu fesseln.

Wie die burgundischen Kurzschwerter und die allgemein ostgermanischen verzierten Langschwerter, so kamen auch die burgundischen verzierten Lanzenspitzen zu den Elbgermanen. Wir begegnen ihnen ebenfalls bei den nach dem Rhein ausgewanderten Sweben cäsarischer Zeit, und nicht nur am Rhein (Textabb. 375, 376), sondern was von besonderem geschichtlichen Werte ist,

auch in Frankreich. Und zwar erscheinen sie dort zu Alesia, also an jenem kriegsgeschichtlich bekannten Orte, wo Cäsar in der Hauptsache durch die diesseits des Rheins angeworbene germanische, sicher swebische, Reiterei, jene berühmte



Abb. 369.  
 $\frac{1}{5}$ .  
Udermark.

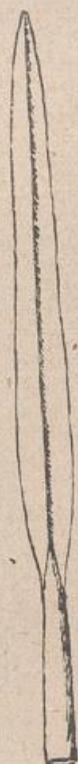


Abb. 370.  
 $\frac{1}{5}$ .  
Hinter=  
pommern.



Abb. 371; etwa  $\frac{1}{3}$ .  
Kr. Graudenz,  
Westpreußen.



Abb. 372;  
etwa  $\frac{1}{3}$ .  
Kr. Heiden=  
burg,  
Ostpreußen.

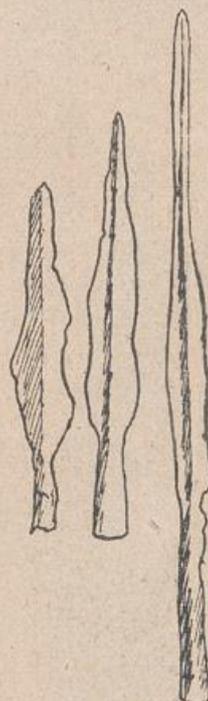


Abb. 377. Alesia,  
Frankreich.

aus Reitern und mitlaufenden Fußsoldaten „gemischte Truppe“, im Jahre 52 vor Chr. den entscheidenden Sieg über das große Heer des Gallierhäuptlings Dercingetorix errang. Diese Ermittlung ist um so sicherer, als auch andere Arten Lanzenspitzen von sicher burgundischer Schmiedekunst (Textabb. 377),

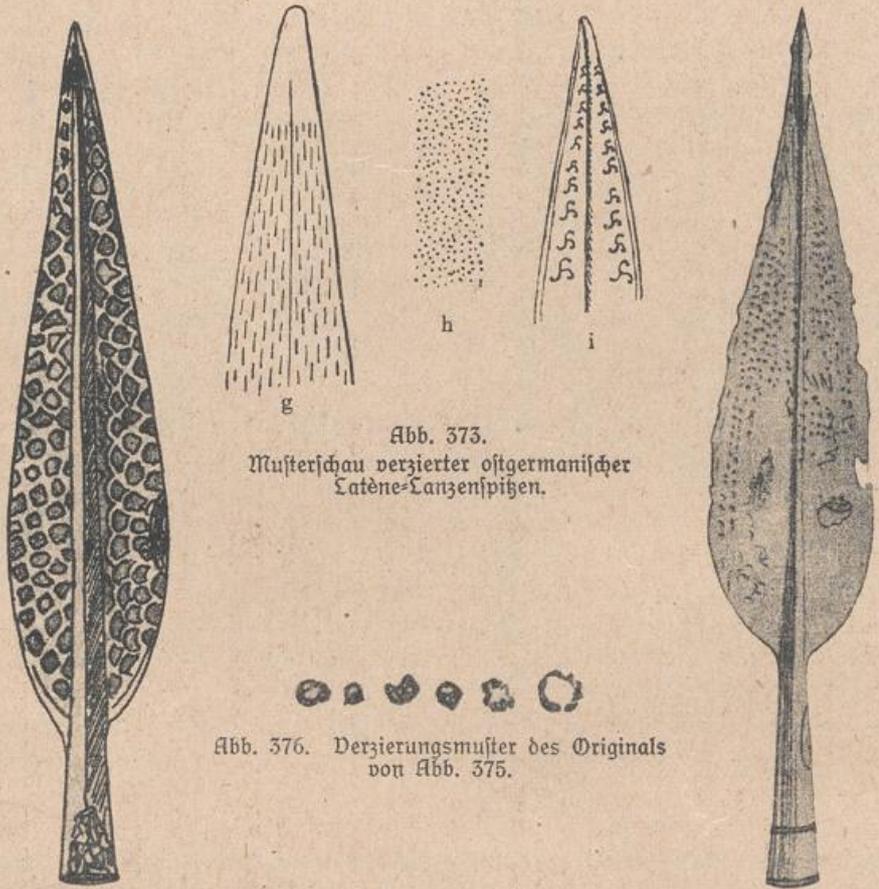
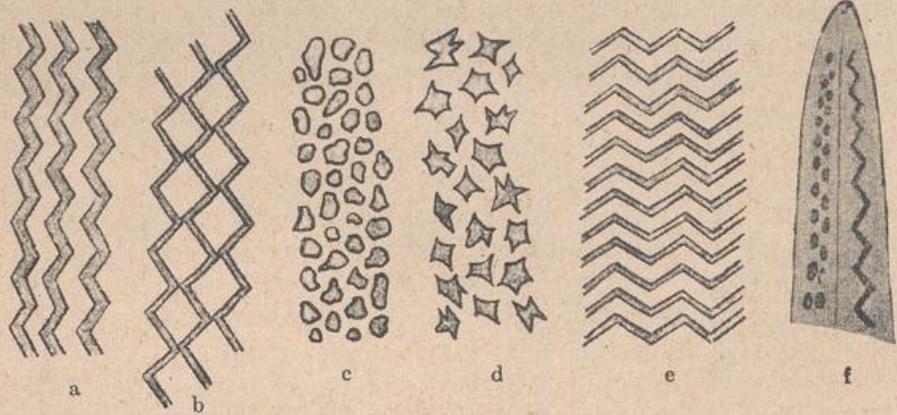


Abb. 373.  
Musterschau verzierter ostgermanischer  
Eisene-Lanzenspitzen.

Abb. 376. Verzierungsmuster des Originals  
von Abb. 375.

Abb. 374.  $\frac{1}{3}$ s.  
Kr. Neidenburg,  
Ostpreußen.

(Abb. 373—376 nach Jahn: Mannus IV, 83.)

Abb. 375.  $\frac{1}{3}$ s.  
Rheinheffen.

sowie ein germanischer Schildbuckel in Kegelform (Textabb. 378, 379) bei Alesia gefunden worden sind. Die gleichzeitig in Alesia gefundenen keltischen Schildbuckel aus dieser Zeit (Textabb. 380) haben eine ganz abweichende Gestalt.

Wir haben aus Vorstehendem schon erkannt, daß die herrschende Anschauung, wonach die Bewaffnung der Germanen in der vorrömischen Eisenzeit nichts als eine Entlehnung der keltischen Bewaffnung sei, gänzlich in die Irre geht. Die einschneidigen Schwerter sind eine rein germanische Waffe, die zweischneidigen Schwerter sind wohl anfänglich d. h. im 2. Jahrhundert vor Chr. den keltischen nachgebildet worden, entwickeln sich aber sogleich nach eigenen germanischen Gesetzen weiter. Die Entlehnung der Form des zweischneidigen Schwertes ist aber der einzige wesentliche keltische

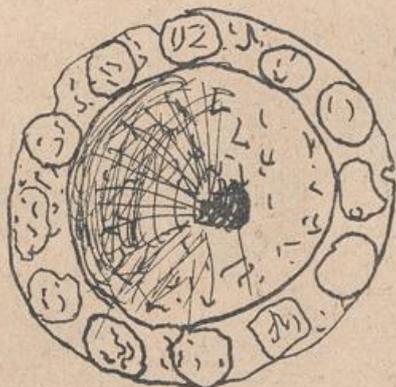


Abb. 378.

Alesia, Frankreich.

Germanischer Schildbuckel der Latène-Zeit. Aufsicht und Seitensicht.



Abb. 379.

**Einfluß auf die Gestaltung der germanischen Bewaffnung in der vorrömischen Eisenzeit.**

Von den Verteidigungswaffen ist der Schild bei den Germanen uralte, schon in der älteren Bronzezeit nachweisbar aus den Felszeichnungen. Sehr selten war er aus Bronze; für gewöhnlich bestand er damals rein aus vergänglichem Stoff, Holz oder Rutengeflecht, auch am Mittelbuckel. In der Eisenzeit war er lange Zeit ebenso: erst in der Latènezeit wurde er verbessert. Und zwar bestand er nun aus drei dünnen länglichen, senkrecht nebeneinander gestellten Brettchen, in deren Mitte ein runder Eisenbuckel aufgenagelt war. Was hier von den Kelten entlehnt ist, war nur der Gedanke, den Mittelbuckel höhl aus Eisen zu wölben, sowie den dahinter an der Innenseite befindlichen Handgriff mit Eisen, mit der „Schildfessel“, zu bekleiden. Dieses letzte Stück, die bandförmige Schildfessel, wurde bei den Germanen vereinzelt mittels Endhafen in das Schildebrett eingetrieben

(Textabb. 384), gewöhnlich mit Nägeln angeheftet. Die Gestalt des eisernen Schildbuckels war bei den Germanen sogleich, also mindestens bereits um 100 vor Chr. freisrund, eine Eigenheit, die also nicht von den Römern her entlehnt worden sein kann, sondern vielmehr umgekehrt später durch die Römer nachgeahmt worden ist, nachdem sie, die Römer, etwa um Chr. Geb. am Rhein zuerst den damaligen keltischen Schildbuckel übernommen hatten (Textabb. 383). Das eigenartige des runden germanischen Schildbuckels ist die breite Krempe mit den vielen großköpfigen, aber ganz dünnen flachen Nägeln, weiter ein niedriger Kragen, darüber eine flache Buckelwölbung in Form eines Kugelabschnittes oder niedrigen Kegels (Textabb. 379). Die Buckelwölbung entwickelt aus ihrer Mitte eine sehr rasch zur Stangenform strebende Erhebung, die aber in der Latènezeit stets kurz bleibt, während die am Schluß des zweiten

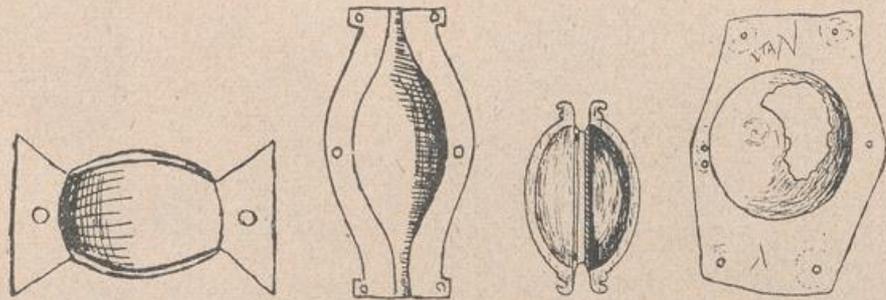


Abb. 380.  
Alejia.

Abb. 381.  
Rheinhesen.

Abb. 382.  $\frac{1}{8}$ .  
Sranreich.

Abb. 383.  $\frac{1}{5}$ .  
Rheinhesen.

Entwicklung des keltischen Schildbuckels in der Spätlatènezeit.



Abb. 384.  $\frac{1}{2}$ . Kr. Neidenburg, Ostpreußen. Eiserner Schildfessel der Latènezeit.

Jahrhunderts nach Chr. einsehende Wiederholung dieser Entwicklungsreihe im Gegensatz zu der Latènezeit vielmehr zu schmalen und hohen Kegelformen mit sehr hohem Kragen und schlanker Mittelstange führt, die besonders bei den Ostgermanen scharf zugespitzt wird (Textabb. 385, 386; Taf. XXXII, XXXIII). Einer meiner Schüler, Martin Jahn, hat der Entwicklung der germanischen Bewaffnung der beiden Jahrhunderte vor und nach Chr. ein sehr eindringendes Studium gewidmet und ist durch seine genauen Beobachtungen zu weit reicheren Ergebnissen gekommen, als es mir in meiner nur die großen Züge der Entwicklung festlegenden Darstellung einst möglich war. Jahn ist auch zu der schönen Erkenntnis gelangt, daß die anhaltende germanische Neigung die Mitte des Schildbuckels in eine weit hervorragende Spitze oder Stange auslaufen zu lassen, ganz unzweifelhaft damit zusammenhänge, den stets sehr leichten Schild nicht nur als Verteidigungswaffe zum seitlichen Abschlagen der heran-



eilenden Speere und Pfeile, sondern zugleich im Nahkampfe als eine zweite, von der linken Hand geführte Angriffswaffe neben der Lanze oder dem Säwerte zu benutzen. So sehen wir, daß schon in der Art der Bewaffnung sich das germanische Wesen deutlich ausdrückt, heldenhaftes Daraufgehen, das wenig

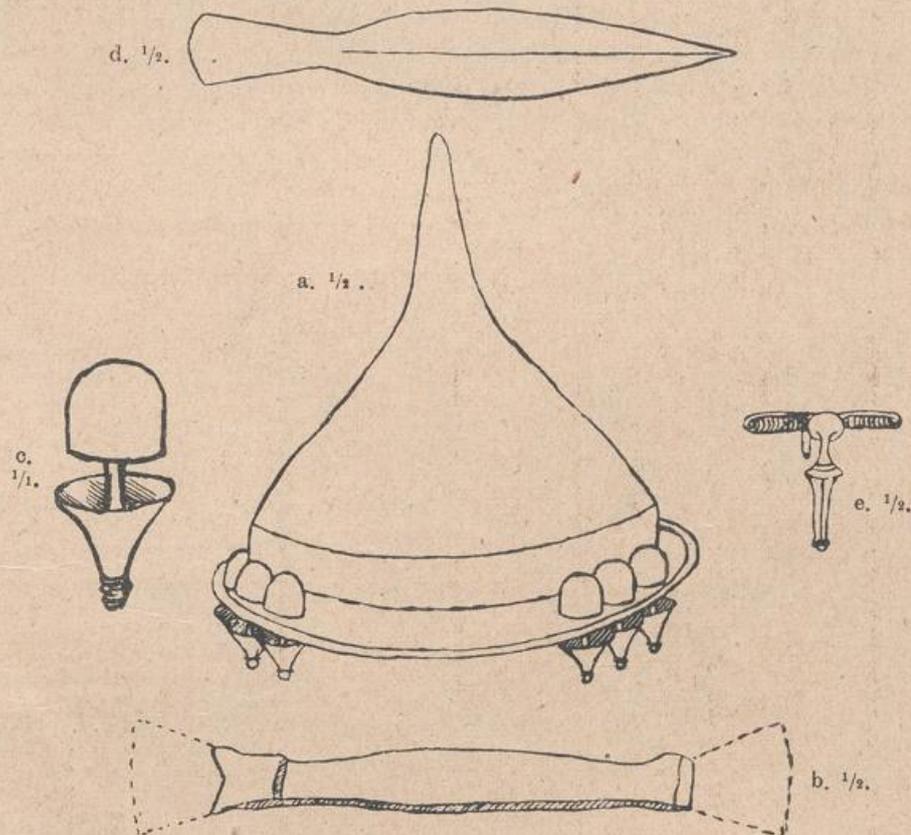


Abb. 386. Lünow, Kr. Westhavelland, nördlich von Brandenburg: Skelettgrab des 2. Jahrhunderts.

An der rechten Körperseite lagen: a. eiserner Schildbusel mit  $3 \times 3$  Bronzenieten (c); b. zerstörte eiserne Schildfessel; d. Lanzenspize mit scharfem Mittelgrat; e. kräftig profilierte Bronzefibel (vgl. Textabb. 290); f. Bronzeschnalle und 3 Bronze-Riemenzungen (Textabb. 329, 330); g. Bronzebeschläge zu 2 Trinkhörnern (Textabb. 419, 420, 422, 425, 425).

von der bloßen Verteidigung hält, sondern sein Ziel in rücksichtslosem, sich aufopfernden Angriff zu erreichen sucht.

Eine starke Entwicklung machen auch die Nieten durch, mit denen die Buckelränder oder Krempe auf der Holzunterlage des Schildes befestigt werden. Aus den flachen breiten Scheiben der Latènezeit (Textabb. 378) werden in der römischen Kaiserzeit zuerst niedrig, später hoch gewölbte Knöpfe,

die 3. T. hohl in Singerhutart und dann stets von Bronze gebildet werden, eine westgermanische Eigenheit (Textabb. 386 a, c; Taf. XXXII). Den kaiserzeitlichen Nietköpfen der Oberseite entsprachen eiserne Mutterscheiben auf der Rückseite der Schilder, die später ebenso wie die Singerhutnietköpfe aus Bronze hergestellt, und dann zu fein profilierten Schlußknöpfen umgebildet werden (Textabb. 386 a, c). Auch die Zahl der Nieten wechselt in den Jahrhunderten: für die vorrömische Zeit ist eine große Anzahl ziemlich dicht stehender Nieten charakteristisch (Textabb. 378), für die Kaiserzeit aber eine gleichmäßige Verteilung von je ein (Textabb. 385), zwei oder drei Stück auf drei oder auf vier Stellen der Krempe (Textabb. 386; Abb. 387, Taf. XXXII; Abb. 388, Taf. XXXIII).

Zusammengehalten werden die dünnen Holzbretter der bei Ostgermanen gewöhnlich runden, bei Westgermanen ovalen oder länglich sechseckigen Schilde durch einen Randbeschlag mit Nietfortsetzungen, der in der Latènezeit von Eisen ist, in der Kaiserzeit von Bronze (Textabb. 389; Taf. XXXII, Nr. 2a, c). Die reichste und typologisch-chronologisch am sichersten führende Entwicklung erfahren jedoch die Schildfesseln, die in der Latènezeit wiederum nur eisern, in der Kaiserzeit zuweilen auch aus Bronze hergestellt sind. Die Grundzüge habe ich früher einmal dargestellt: wir sahen, daß in der Latènezeit ihre Form ein sehr schmales profiliertes Band ist, das selten mittels Endhaken (Textabb. 384), meist an den scheibenförmigen Nietplattenfortsetzungen mittels zweier Nieten auf den rückwärts liegenden Holzgriff befestigt worden ist. In der Kaiserzeit werden je zwei solcher Scheiben an jedem Ende entwickelt und alle vier angenietet (Textabb. 390). Doch am Ende des zweiten Jahrhunderts tritt mit der immer breiter bandförmig werdenden Gestalt der Fessel wiederum eine Rückbildung zu einfacher End-

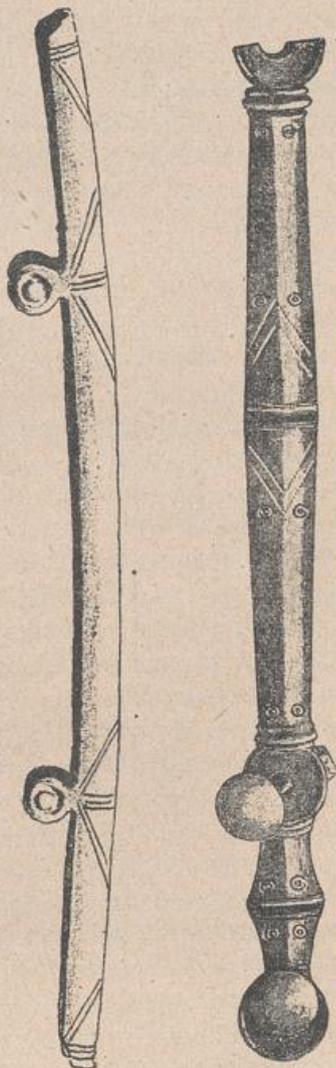


Abb. 389.  $\frac{3}{4}$ .  
Randbeschlag  
eines ovalen  
markomannischen  
Schildes.

Abb. 390.  $\frac{2}{3}$ .  
Markomannische  
Schildfessel (das  
eine Ende  
abgebrochen).

Böhmen: 1. Jahrh. nach Chr.

vernietung ein; gleichzeitig schwindet die Profilierung der Fessel und wird durch immer stärker werdende Versteifung d. h. Hohl schmiedung des Mittelteils ersetzt (Textabb. 385, 386 b; Abb. 387, Taf. XXXII). Die rückwärts liegenden, also auf der Vorderseite des Schildes befindlichen Gegennieten der Fessel sind ähnlich fein profilierte Kegel aus Bronze, wie die Mutterknöpfe der Schildbuckelnieten auf der Rückseite des Schildes (Taf. XXXII, Abb. 387 2h). Eingehenderes ließe sich darüber nur an der Hand weit zahlreicherer Abbildungen geben, als ich hier zu bieten vermag.

Während in der Latènezeit die Waffenformen bei den Ostgermanen, entsprechend der noch neuen Übersiedlung zweier ihrer drei Hauptstämme, der Burgunden und Goten, nach Ostdeutschland, sich weit entfernen von dem westgermanischen Waffenstil, können wir für die Jahrhunderte nach Chr. bei West- und Ostgermanen verhältnismäßig nur geringe Unterschiede in der Art der Ausführung der Waffen erkennen. So findet sich das ostgermanische einschneidige Schwert in den beiden Jahrhunderten nach Chr. völlig eingebürgert bei allen Westgermanen (Textabb. 385, Nr. 4). Ja die Scheide wird von jetzt ab allenthalben, sogar für die zweischneidigen Schwerter, in der Weise der ostgermanischen einschneidigen Schwerter, also aus Holz und mit der nunmehr allerdings verdoppelten Ösenbefestigung des Schwertriemens hergestellt. Doch das Ortband nimmt nun Kugelform an entsprechend dem jetzt zu langer, schärfter Spitze umgewandelten unteren Schwertende: es zeigt sich hierin, wie auch in der zur Kaiserzeit einsetzenden überaus starken Verkürzung der Klinge und Verlängerung des Griffs des zweischneidigen Schwertes eine Nachahmung der Form des kurzen römischen Schwertes, dessen mörderischer Wirkung die Germanen durch Umgestaltung ihrer eigenen Hauptwaffe zu begegnen suchten. So hat das einschneidige Schwert von Hohenferchesar, Brandgrab 4, eine Länge von nur 35 cm, das zweischneidige Schwert des Brandgrabes 3 eine Länge von nur 55 cm (Textabb. 385, Nr. 3, 4). Dies währt jedoch nur bis zum Ende des zweiten Jahrhunderts, wo, wie wir schon wissen, der große gotische Kulturstrom aus Südrußland einsetzt, der nicht nur für die Sibel, sondern auch für die Waffen ein Aufleben der altgermanischen Latène-Kultur bedeutet.

Während die Umgestaltung des germanischen zweischneidigen Schwertes auf einen römischen Einfluß zurückzuführen ist, der mehr vom Rhein, als von der Donau ausging, ist die Veränderung, die zu gleicher Zeit an der germanischen Lanze eintritt, durch eine rein germanische Geschmacksrichtung bestimmt worden. Es gewinnt nämlich im ersten Jahrhundert die kleine, schmale, gratlose Form der Lanzenspitze, die nunmehr durchschnittlich nicht mehr als 15—20 cm Länge aufweist, ein so bedeutendes Übergewicht, daß man bald von ihrer Alleinherrschaft reden kann. Die berühmte, von den Römern so gefürchtete *Framæa* der Germanen war also im Gegensatz zu den vorausgegangenen schönen Lanzen der Latènezeit, wie den gleichfalls vollendet

schönen des folgenden dritten und vierten Jahrhunderts, tatsächlich eine wenig profilierte, nüchtern und unansehnlich aussehende Waffe, wenigstens was die eigentliche Metallspitze anlangt (Taf. XXXII, Abb. 387 und besonders Taf. XXXIII, Abb. 388).

Ganz anders seit dem Ende des zweiten Jahrhunderts: nun kehren die scharf profilierten Formen der Latènezeit wieder, obwohl natürlich nicht in unveränderter Gestalt. Begann damals der Grat an der Tülle in sanfter Erhebung, um erst nach der Mitte des Lanzenblattes zu seine volle Schärfe zu gewinnen, so ist er nunmehr grade am Tüllenansatz so scharf, daß die Lanzenspitze dort einen vierkantigen Durchschnitt besitzt, während sie an der Spitze vielmehr einen flachen rautenförmigen Durchschnitt zeigt. Die starke Verbreiterung des Lanzenblattes führt nunmehr eine zunächst vielleicht ungewollte, dann aber beabsichtigte Schweifung im Umriß des Blattes herbei. Und die hier sich bietende breite, freie Fläche ladet nunmehr von neuem zur Verzierung ein.

Es ist schwer zu sagen, ob diese nach zweihundertjährigem Ruhen von neuem bei den Ostgermanen einsetzende Verzierung der Waffen und besonders der Lanzenspitzen in Ostdeutschland selbständig emporgekommen ist, also nur aus einer alten, schon in der Latènezeit so kräftig betätigten inneren Neigung heraus, oder ob nicht auch hierin, wie ich früher vermutet habe, ein aus der Latène-Kultur der Ostgermanen durch den Abzug der Basternen (s. S. 147) nach Südrußland gebrachte und dort bewahrte germanische Eigenart nunmehr wieder in ihr Heimatgebiet zurückgerettet wurde. Wir kennen nämlich aus Südrußland bis jetzt keine derartigen verzierten germanischen Waffen, wohl aber wissen wir, daß wenigstens ein Teil der seit 200 nach Chr. angebrachten heiligen Zeichen, wodurch den Waffen überirdische Kräfte und die Unbesiegbarkeit ihrer Träger verliehen werden sollten, von gotischen Rückwanderern aus Südrußland nach Ostdeutschland gebracht sein muß.

Um die einfachen verzierten Lanzenspitzen an den Anfang zu stellen, so sei als ein weiterer wichtiger Unterschied gegen die latène-zeitlichen Lanzenspitzen hervorgehoben, daß eine Ätzung jetzt nicht mehr in Frage kommt, sondern daß die in der Latènezeit selten geübte Punzierung nunmehr allein herrschend geworden ist. Sie besteht aus gestrichelten, sehr selten einmal in Tannenzweig ausgeführten Linien, die mit dem Lanzenrat entweder gleichlaufen (Abb. 394, Taf. XXXV) oder schräg (Textabb. 391) oder senkrecht zu ihm (Textabb. 392) gerichtet sind, und bedeckt seltener das ganze Blatt, häufiger, wiederum wie zur Latènezeit, nur ein hierfür ausgespartes unteres Spitzoval (Textabb. 392). Selten ist dies Spitzoval nur zur Hälfte, nur auf einer Seite des Blattes ausgeführt: so auf der verzierten Spitze des zweiten Lerchenberger Grabes (Abb. 393, Taf. XXXIV). Hier besteht die Verzierung in Reihen fein punktierter Dreiecke, eine Art,

die sich an einer von mir einst veröffentlichten gotländischen Lanze des 3. Jahrhunderts wiederfindet, doch hier auf Vorder- und Rückseite in vollem Spitzoval ausgeführt. In größerer Anzahl begegnen wir diesen verzierten Lanzenspitzen vom Ausgang des zweiten bis zum Ausgang des vierten Jahrhunderts in Schlesien, in der Südhälfte der Provinz Posen, in der Niederlausitz, Neumark, Mittelmark, vereinzelt auch in Gotland, Bornholm,

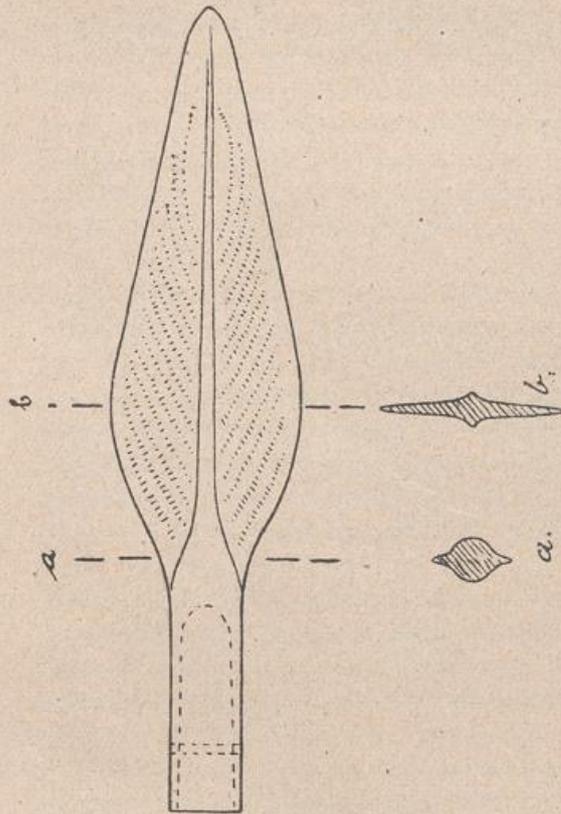


Abb. 391.  $\frac{1}{2}$ . Wilhelmsau, Kr. Niederbarnim, Brandenburg: aus einem reichen Reitergrabe, 4. Jahrh. nach Chr. (Koslinna: *Zschr. f. Ethnol.* 1905, S. 383).

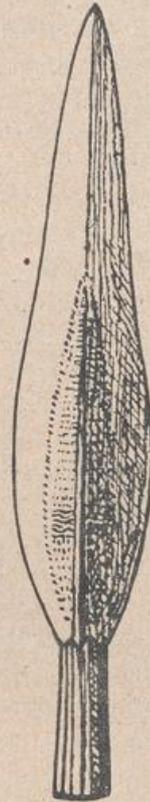


Abb. 392.  $\frac{1}{2}$ . Straupitz, Kr. Lübben, Niederlausitz. Man beachte die fazettierte Tülle! (Koslinna: *Zschr. f. Ethnol.* 1905, S. 375, Fig. 5).

Süd-Norwegen, endlich im nördlichen Schleswig und benachbarten Sünen, wo eingedrungene Scharen von Ostgermanen eine Zeitlang gesiedelt haben müssen; in der Hauptsache also bei Wandalen und dem aus Westpreußen und Nordposen südwestwärts abgezogenen Teile der Burgunden. Dagegen kennen wir sie nicht aus dem nördlichsten Posen, aus ganz Westpreußen und Hinterpommern, also aus dem Hauptgebiete der Burgunden, aus den Gebieten der Rugier und Gepiden. Der Grund hierfür ist aber lediglich

der, daß seit Beginn der Kaiserzeit alle diese Stämme und eben nur diese Stämme, nicht die Wandalen, zu einem Grabritus übergehen, der die Mitgabe von Waffen ausschließt.

In ähnlicher Weise fand sich einmal der Helm einer Streitart aus einem Krieger-Grabe zu Strega, Kr. Guben, Niederlausitz, also aus einem Burgunden-grab, verziert; und unzählige Male sind auf burgundischem Gebiete und in Ostpreußen die langen graden Eisenmesser an ihrem Rücken oder am obersten Klingenteile längs des Rückens mit eingeschlagenen Strich-, Punkt- und anderen Reihen bedeckt; selten ist dies bei den doppelklingigen Eisenscheeren der Fall.

Die punzierte Lanzenspitze von Georgendorf im schlesischen Kreise Steinau (Abb. 394, Taf. XXXV) hat nun außer der eingeschlagenen ge-

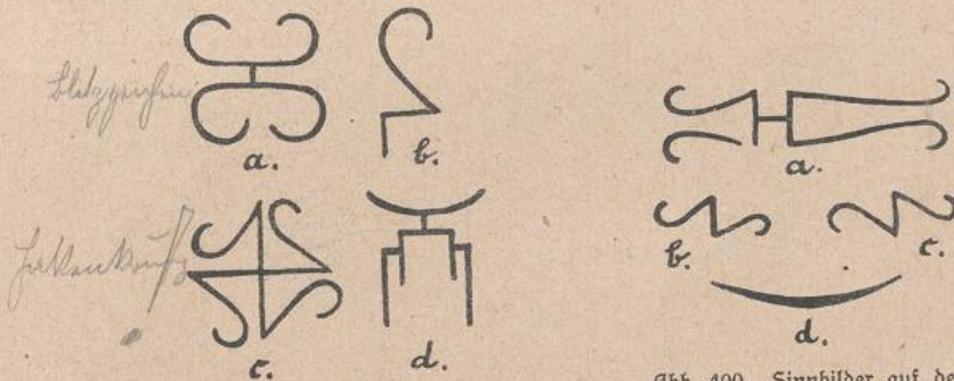


Abb. 399. Südrussische Zeichen (Göthe: Mannus I, S. 122). a. Entartetes südeuropäisches Blitzzeichen. b. Abkürzung von a oder c. c. Hakenkreuz beeinflusst durch das südeuropäische Blitzzeichen; ebenso gebildet auf einem Eisenmesser dieser Zeit aus einem Grabe von Sohrde, Kr. Westhavelland. d. Mondzeichen auf altarartigem Unterbau.

Abb. 400. Sinnbilder auf den Runenlanzenspitzen von Müncheberg (a, d) und Kowel (b, c, d). a. Südeuropäisches Blitzzeichen. b. c. Abkürzungen davon und zugleich Hälften von entarteten Hakenkreuzen (vgl. Textabb. 399 c). d. Mondsichel.

strichelten Verzierung sowohl auf der Vorder-, wie auf der Rückseite am Tüllenansatz rechts vom Grate noch ein eingeschlagenes Dreieck mit gerundeten Seiten und einen Kreis mit Mittelpunkt, desgleichen an der Spitze des Blattes, jedoch hier in umgekehrter Anordnung: alle diese Vertiefungen sind mit Gold-einlagen ausgefüllt (in der Abbildung Taf. XXXV leider nur schwach sichtbar). Und derartige Gold- oder Silbereinlagen zeigt eine ganz Reihe von Lanzen-spitzen, die dann größtenteils auf diese mehr oder weniger reich ausgeführte Verzierungsweise sich beschränken. Hierunter erscheinen nun jene vorher genannten heiligen Zeichen, die nach Südrussland weisen, wobei ich nicht sowohl die bekannten Sinnbilder der Sonne oder des Venussterns (konzentrische oder einfache Kreise mit Innenpunkt) und des Mondes (Sichel), sowie das regelrechte Hakenkreuz und den Dreischentel, die wir auch jetzt antreffen, im Sinne habe, sondern vielmehr solche für das germanische Gebiet neuen

Zeichen oder Zeichenverbindungen (Abb. 398, Taf. XXXVII), wie das südeuropäische Blitzzeichen (Textabb. 399 a, 400 a). Auf der berühmten Müncheberger Runenlanze kehrt dies Zeichen noch verhältnismäßig treu wieder (Abb. 395, Taf. XXXV), auf der hier zum ersten Male bekannt gemachten Lanze von Janowo bei Amsee (Abb. 396, Taf. XXXVI) aber schon in recht entarteter Gestalt, sowohl bei seiner vollständigen Wiedergabe (rechtsstehende Ansicht) als in der Teildarstellung der Schwingen. Weiter ist hier zu nennen das scheinbare gestreckt liegende lateinische N (Textabb. 399 b, 400 b, c), das auf der nicht minder berühmten wolhynischen Runenlanze erscheint (Abb. 397, Taf. XXXVI), indes nichts anderes ist, als das verkürzte, nur zur Hälfte dargestellte Blitzzeichen oder die eine Hälfte eines durch das südeuropäische Blitzzeichen beeinflussten Hakenkreuzes (Textabb. 399 c). Seitenstücke zu der Sigur des sog. „Sonnenschiffes“ auf der links stehenden Abbildung der Müncheberger Lanze (Abb. 395, Taf. XXXV) finden sich auf zwei ganz ähnlich verzierten, aber runenlosen Lanzenspitzen eines Grabes von Grünchen, Kr. Lissa in Posen, die außerdem noch stärker entartete, unklare Zeichen oder Abkürzungen von Zeichen tragen.

Die Runenlanze von Müncheberg war die Waffe des Burgunden Raninga, dessen Name nur mit altnordisch rani 'Eberüssel' zusammenhängen kann. Da die altgermanische Schlachtordnung in Keilform nach dem Eberkopf ihren Namen führte, so kann der Name Raninga sehr wohl die Spitze eines solchen Eberkopfes, den Führer eines solchen Keils bedeuten. Die Koweler Runenlanze, sicher die Waffe eines Führers im Heere der Goten bei den Zügen von Ostpreußen her durch Westrußland nach dem Schwarzen Meere, gehörte einst dem Tilarids, was soviel wie 'trefflicher Reiter' bedeutet. Es ist hier nicht ohne Interesse, zu bemerken, daß einige unserer Prunklanzen wegen der mitgefundenen Sporen aus sicheren Reitergräbern stammen, wie die Lanzen von Georgendorf (Abb. 394, Taf. XXXV), Wilhelmsau (Textabb. 391), Sadersdorf (Kr. Guben, Niederlausitz), Czyszewo (Kr. Wreschen, Prov. Posen), während die übrigen einschlägigen Gräber hierüber nichts aussagen. Ein ostgermanisches Reitergrab des 4. Jahrhunderts aus Prieschka, Kr. Liebenwerda, in Ostzipfel der Provinz Sachsen, wies einen Eisensporn mit Silbereinlage sowie eine Pfeilspitze mit Goldeinlage auf (Berliner Museum).

Die Verbreitung der gold- und silbereingelegten Lanzenspitzen ist keine andere als die der einfach punzierten; nur daß sie noch, wie von den Goten nach Wolhynien, so von den Wandalen bei ihrer teilweisen Übersiedlung nach Nordungarn auch hierhin mitgeführt werden. Daß die verzierten Lanzen nicht etwa bloß Prunklanzen waren, zeigt schon der Umstand, daß sie von der germanischen Reiterei in den Kämpfen vor Alesia gebraucht worden sind (oben S. 183 ff.).

Wir haben soeben gesehen, daß sich die reichverzierten Lanzenspitzen zuweilen in Reitergräbern gefunden haben. Die Germanen waren zwar

kein Reitervolk in dem Sinne, wie die Ostländer, Skythen, Sarmaten, Parther, deren Heer nur aus Reitern bestand, wohl aber besaßen sie eine starke Reiterei und Reitkunst und Pferdezucht standen bei ihnen in hohem Ansehen. Nicht bloß die Bataver, Tenkterer sowie die Sweben, d. h. die Elbgermanen, waren als Reiter bei den Römern teils gefürchtet, teils stark begehrt, sondern auch bei den Ostgermanen spielt das Reiten im Kriege eine große Rolle. Denn auch die Basternen besaßen jene oben (S. 183) beschriebene gemischte Elitetruppe, bestehend aus vornehmen Reitern nebst je einem mitlaufenden Fußgänger, die vor der Schlachtordnung sich aufstellten. Und wie die thüringischen, waren auch die burgundischen Pferde ob ihrer Ausdauer und Schnelligkeit berühmt. Mit Recht sagt Müllenhoff, daß die hohe Stellung, die das Pferd in der heutigen Welt einnimmt, es hauptsächlich durch die Germanen erhalten habe.

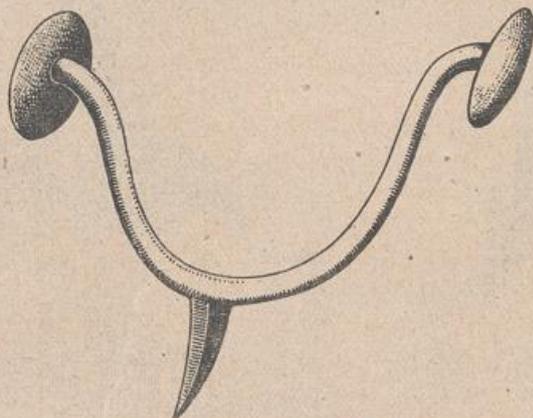


Abb. 401.  $\frac{1}{2}$ . Rondsén, Kr. Graudenz, Westpreußen. Eisen-Sporn der Latène-Zeit.

Wie war nun die Reiterausrüstung bei den Germanen? Aus Cäsars Bericht erfahren wir nur etwas Verneinendes, nämlich daß die Germanen ohne Sattel ritten und alle verachteten, die davon Gebrauch machten. Indes scheint der Nutzen eines wenigstens ganz kleinen Sattels den Germanen später doch eingeleuchtet zu haben, denn auf einem der Bilder der Martusssäule, auf das wir später noch genauer zurückkommen werden, also am Ende des 2. Jahrhunderts nach Chr., sehen wir, wie die Markomannen ihren kleinen Pferden solche kleinen Sättel von allerdings ganz unrömischer Form und ohne Decken angechnallt haben. Trensenknebel kennen wir schon seit der frühen Bronzezeit. Aber daß das Pferd so frühzeitig nicht nur gefahren, sondern auch geritten wurde, ersehen wir aus den Darstellungen der Felsenzeichnungen. Für unsere Zeit sind in erster Linie die Sporen beweisend, die sich in den Gräbern und während der späten Kaiserzeit sehr zahlreich auch in den großen Moorfunden Schleswigs und Südens finden.

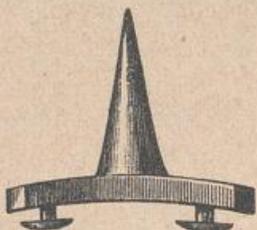


Abb. 402.  $\frac{1}{2}$ . Mecklenburg.  
Eisen; 2 Nieten. 1. Jahrh.  
nach Chr.



Abb. 403.  $\frac{1}{2}$ . Dimoor,  
Süden. Bronze mit  
Eisenspiße; 4 Nieten.  
Um 200.



Abb. 404.  $\frac{1}{2}$ . Lübgust, Kr.  
Neustettin, Hinterpommern.  
Bronze. 2. Jahrh. 2. Hälfte.

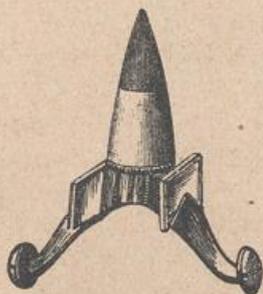


Abb. 405.  $\frac{1}{2}$ . Dimoor, Süden.  
Bronze mit Eisenspiße. Um 200.

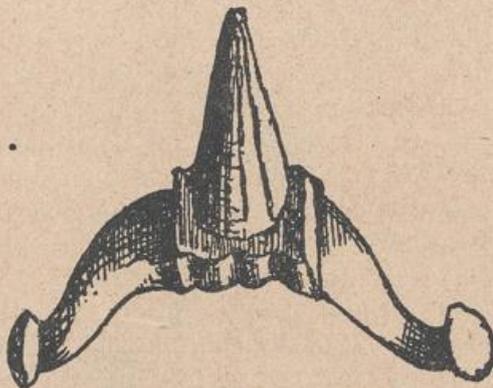


Abb. 406. Obliwitz, Kr. Lauenburg, Hinter-  
pommern. Bronze. Anfang des 3. Jahrh.  
Stachel vielskantig, hohl.

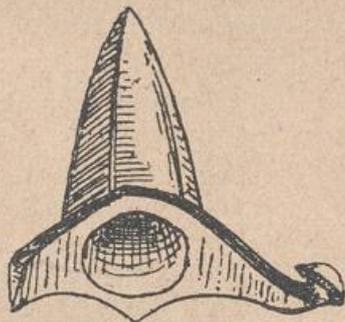


Abb. 407.  $\frac{1}{2}$ . Kreuz, Kr. Silehne,  
Prov. Posen. Bronze. 3. Jahrh. (rechter  
Knopf abgebrochen).



Abb. 408.  $\frac{1}{2}$ .  
Eisen (Berl. Dhl. 1890, S. 197).  
Smig. Bleil. 4. Jahrh.

Abb. 402–404 Bronze, Stuhlsporen; Abb. 407 Knopfsporn; Abb. 405–406  
Mischformen; Abb. 408 Sporn mit kreuzförmigem Fortsatz und Innennieten.

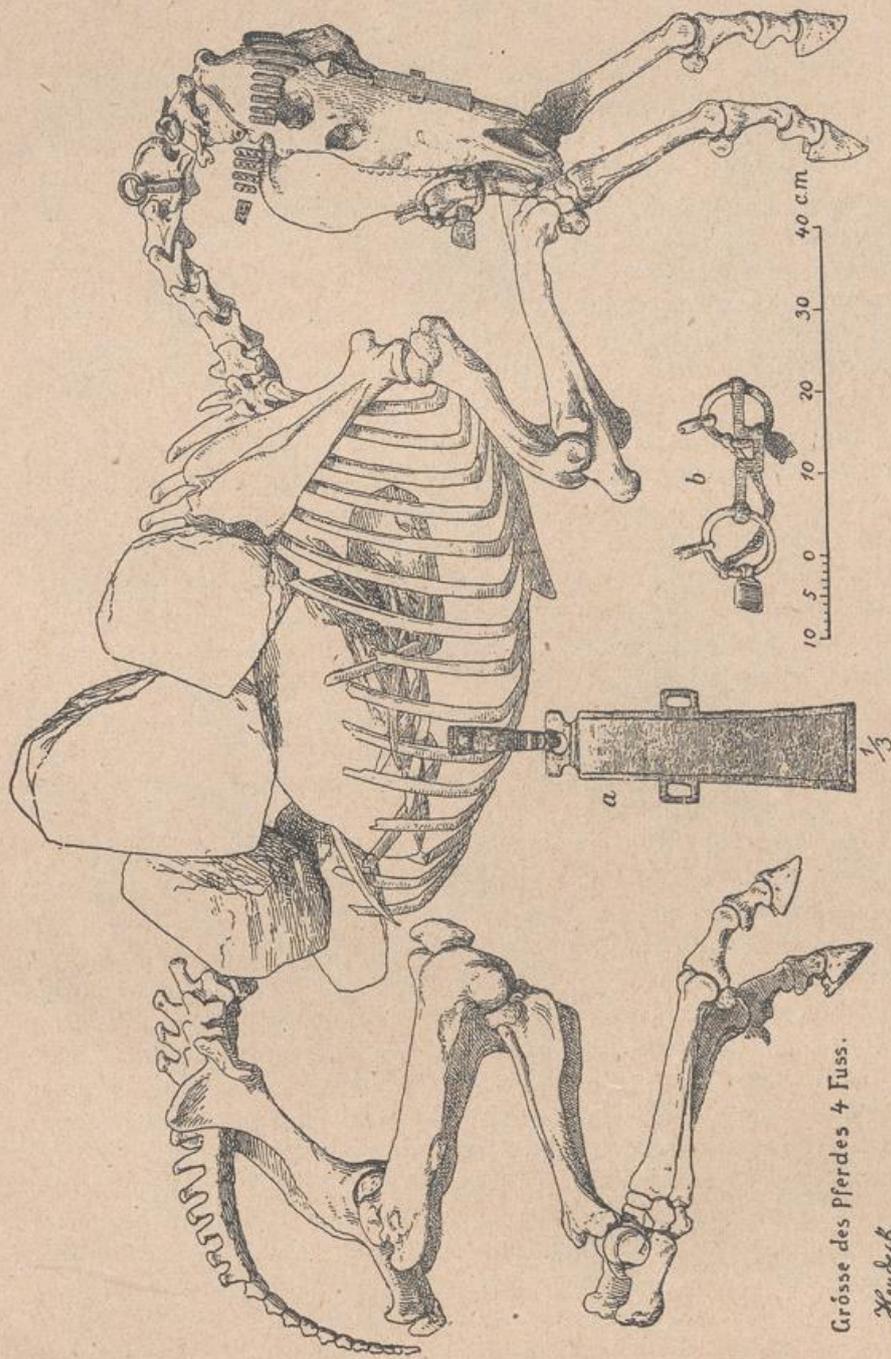
Der Sporn ist eine Erfindung der späten Latène-Zeit: gleichzeitig erscheint er bei Kelten und Germanen in charakteristisch dünner, geschweifter Bügel- und Stachelform mit den großen flachen Seitenknöpfen, wie sie ähnlich an den Nieten der germanischen Schildbucel derselben Zeit vorkommen (Textabb. 401). Im 1. Jahrhundert nach Chr. kommt bei den Westgermanen eine ganz neue Art Sporen auf, der Stuhlsporn. Hier sitzt der nun zu einem kräftigen Kegel gewordene Stachel auf einer dicken viereckigen, an zwei Seiten bogig stark ausgeschweiften Platte, dem Stuhl (Textabb. 402). Über der Stuhlplatte schiebt sich später ein Hals ein (Textabb. 403). Die beiden Flügel des Stuhls werden dann zu zwei dünnen geraden Querplatten (Textabb. 404). Die Befestigung geschieht hier durch Nieten.

Während des ersten und zweiten Jahrhunderts nach Chr. hat sich die alte Form des latènezeitlichen Knopfsporns bei Ostgermanen fortgebildet; um 200 etwa tauchen Mischformen zwischen der Form des spätesten Stuhlsorns (Textabb. 404) und der des Knopfsporns auf (Textabb. 405, 406). Ostgermanisch ist auch eine neue Art Knopfsporen, die eine stark gedrungene Gestalt hat und von mir seit langem Dimoorsporn (oder Dimosesporn) genannt wird, weil in dem Moorfund von Dimose diese Form der Sporen ganz besonders häufig ist (Textabb. 407).

Ins 4. Jahrhundert gehören dann die wieder sehr schlank und zierlich gewordenen Formen mit kreuzförmigen Fortsätzen an der Bügelmitte und mit inneren sehr zarten Knöpfen, die zum Vernieten auf ledernen Sporenkappen dienten (Textabb. 408).

Daß dem toten Reiter das Pferd auf den Scheiterhaufen nachfolgte, wissen wir durch Tacitus. Als im 3. Jahrhundert nach Chr. die Sitte der Körpergräber stärker auffam, muß das getötete Pferd zu dem Krieger ins Grab gesenkt worden sein. Doch sind derartige Funde nicht häufig. Ein solches Pferdgrab aus dem östlichen Samland zeigt uns die Ausrüstung eines germanischen Pferdes (Textabb. 409) wenigstens insoweit, daß wir sehen, der Stirnriemen war mit Bronzestäben verziert, die winklig geknickte Eisentrense hatte große Bronze-Zügelringe (größere Abb. in b) und die bronzene Nasenschiene (größere Abbildung in a), über deren Stellung man trotz ihres öfteren Vorkommens bis dahin nicht sicher unterrichtet war, lag in der Tat mitten auf der Nase und hing nicht etwa in störender Weise vor den Nüstern und dem Maule lose herunter, wie es noch Sophus Müller angenommen hatte (Taf. XXXVIII). Das Pferd von Kl. Gieß ist nur 4 Fuß hoch gewesen; auch in Dänemark war das Kriegsroß damals klein; und das Pferd des Reitergrabes in Neukölln bei Berlin, das um 500 nach Chr. fällt, war ein Hengst von 1,40 m Höhe. Die germanischen Streitrosse waren nicht etwa aus der Fremde bezogen, sondern gehörten einer alleinheimischen Rasse an.

Der große Thorsberg-Moorfund, dessen Ausbeute das Kieler Museum beherbergt, enthält am zahlreichsten und vollständigsten die kostbaren Auf-



Grösse des Pferdes 4 Fuss.

Heyden

Abb. 409. Kl. Siltig, Kr. Labiau, Ostpreußen: Hügelgrab mit Steinlage, darunter das Pferd. Sonderabbildungen: a, die Kastensteine, b, die Trense.

zäumungen für Streitrosse, die den Ostgermanen der späteren Kaiserzeit eigen sind: darunter solche, wo sich an die Trense prachtvolle etwa  $\frac{1}{2}$  m lange Bronzegliederketten anschlossen, deren Enden in den ledernen Zügel übergingen (vgl. Abb. 410, Taf. XXXVIII). Daß die germanische Aufzäumung



Abb. 411.  $\frac{1}{4}$ .



Abb. 413.  $\frac{1}{4}$ . Eisen.



Abb. 412.  $\frac{1}{4}$ .

Abb. 411—413. Hohenferchesar, Kr. Westhavelland, nördlich von Brandenburg.  
Mäanderurne in 2 Ansichten nebst 2 Eisensibeln.

sich aber doch nicht in der Weise auf die Kopfsäumung nebst Zügeln beschränkte, wie es in dem Reiterbilde dargestellt ist, beweist eine sauber ausgeführte westgermanische Mäanderurne aus dem Havellande (Textabb. 411—412). Dieses Grabgefäß, dem zwei Eisensibeln (Textabb. 413) beigegeben waren, die einer

durchaus ostgermanischen späten Reihe aus der Gruppe der stark profilierten Fibeln (Textabb. 295) angehören, jedoch eine ganz einzig dastehende Sonderbildung vertreten, zeigt ein zwar nur in Rädchentechnik, dennoch aber recht lebenswahr gezeichnetes aufgeäumtes Streitroß. Und hier kann man erkennen, daß außer der Mähne und dem Zügel auch der Springriemen und der Schwanzriemen klar dargestellt sind. Die Aufzäumung des germanischen Reitpferdes des 3. Jahrhunderts — denn aus dieser Zeit stammt die Mäanderurne, eine der spätesten ihrer Art — war also der heutigen sehr

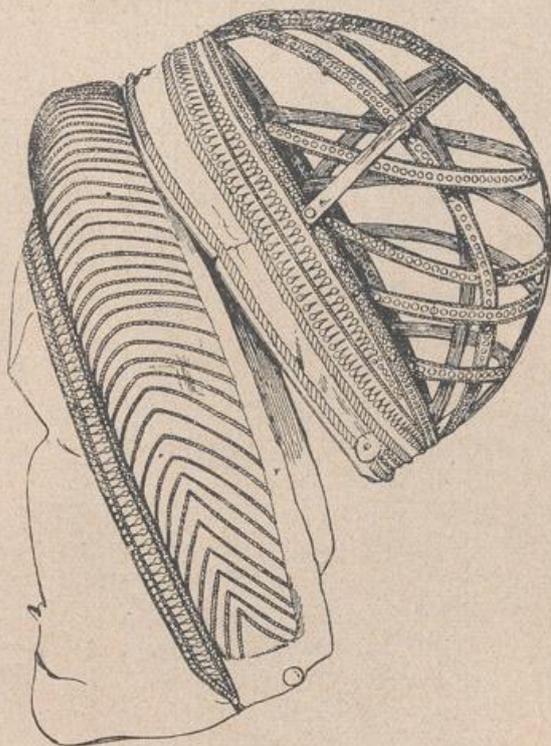


Abb. 414. <sup>1</sup>/<sub>a</sub>. Thorsberg, Schleswig. Silberhelm.

ähnlich. Es fehlt hier indes der Sattel mit dem Bauchriemen. Das bedeutungsvolle Gefäß und der ganze Grabfund befindet sich im Besitz des Herrn R. Stimming in Großwusterwitz, der mir die Abbildung zu erstmaliger vollständiger Veröffentlichung übergeben hat.

Das Haupt des Reiters (Taf. XXXVIII) schmückt ein silberner Helm, der wiederum einem Stück des Thorsberger Moorfundes nachgezeichnet ist. Der Thorsberger Helm (Textabb. 414) ist einer römischen Gesichtsmaske nachgebildet worden, doch fehlt ihm das Einsatzstück, das nur Augen und Mund frei ließ und das auf dem Reiterbild frei eingefügt worden ist. Rückwärts angefügt ist dem Gesichtsteil aber eine durchaus im germanischen Stile gearbeitete, aus Silberbändern bestehende Kopfkappe und ein silbernes,

in demselben Stile gearbeitetes rahmenförmiges Verbindungsstück zwischen Kappe und Gesichtsmaske.

Die Vorbilder für den Armelrock und die Hosen der beiden Krieger hat gleichfalls der Thorsberger Sund geliefert, eine vollständige Ringbrünne aber, wie sie der Reiter über dem Rock trägt, der Vimoorfund. Eine solche vollständige Brünne, wie sie außerhalb der Moorfunde nur selten in germanischen Gräbern vorkommt, besteht aus etwa 20,000 Eisenringen, die reihenweis abwechselnd teils zusammengeschmiedet, teils genietet sind, in der Art, daß jeder Ring immer mit vier Nachbarringen verkettet ist. Man hat berechnet, daß die Zeit zur Herstellung einer solchen Brünne für einen einzigen Arbeiter auf ein ganzes Jahr sich belaufen haben würde.

Am dünnen runden Holzschilde bemerkt man die Bronzееinfassung des Randes mit den nach innen gerichteten Ösen und den oben sich verbreiternden Stangenschildbuckel: alles ostgermanische Formen. Lanzenstäfte haben besonders reich die Funde aus dem Vimoor und dem Nydammoor enthalten, letzteres in Schleswig gelegen gegenüber Sonderburg auf Alsien. Eschenholz wurde für diese Stäfte, die bis  $3\frac{1}{2}$  m Länge erreichten, bevorzugt. In der Mitte war die Wurfschlinge angenagelt. Über die Eisenspitzen der Lanzen und der Wurfspeer — letztere mit Widerhaken versehen — haben wir oben bereits alles Notwendige mitgeteilt. In den Gräbern finden sich meist zwei Lanzen als Beigabe niedergelegt; daher trägt der Reiter des Bildes auch zwei Spitzen, eine Lanze und einen Speer. Außerdem hat er ein kurzes breites Schwert, eine seltenere Form, die römischer Art nachgebildet war; der Fußgänger dagegen das gewöhnliche lange, schmalere Schwert germanischer Art, dessen Scheide in ein scheibenförmiges Ortband ausläuft.

Der Reiter trägt sein Schwert an einem reichgeschmückten Schultergürtel mit schöner Schnalle, wie ihn das Vimoor geliefert hat; am Leibgurt hängt ihm ein beiderseits spitzoval gestalteter Quarzit, dessen Mittelfurche anzeigt, daß er zum Feuerschlagen gedient hat. Die spitzovale Form ist eine Weiterbildung der älteren runden Form, die wir aus einem der westhavelländischen Grabfunde (Abb. 387, Taf. XXXII) kennen gelernt haben. Zu dem Quarzit gehörte ein Feuerstein zum Anschlagen des Funken und ein Holzkästchen mit Zunder, worin der Funke aufgefangen wurde; beides hing neben dem Quarzit am Gürtel.

Der Fußgänger trägt einen Bogen, eine jetzt, wie es scheint nach langer Pause, bei den Germanen wieder auftommende Waffe; weiter einen hölzernen Köcher für die Pfeile (hinter dem Schwerte). Die Pfeilstäfte hatten am hinteren Ende einen Einschnitt, zum Anlegen der Sehne, und Harzreste, die von der Befestigung der vier Reihen von Siedern herrühren, die dem Pfeile die Flugrichtung sichern sollten.

Man sieht, über die Ausrüstung der germanischen Krieger der späteren Kaiserzeit sind wir vorzüglich unterrichtet. Und wir müssen staunen darüber,

wie reichhaltig, wie vorzüglich gearbeitet, wie geschmackvoll gestaltet diese ganze Ausrüstung war.

Ehe wir aber die Schilderung der germanischen Kultur der Kaiserzeit abbrechen, kehren wir aus dem vierten Jahrhundert noch einmal auf kurze Zeit zu dem ersten, zweiten und dritten Jahrhundert zurück, um mit einer Art von Grabbeigaben den Beschluß zu machen, die nicht ohne Absicht erst hier behandelt wird. Es ist das Trinkhorn, für Germanenfreunde und Germanenhasser gleichermaßen ein Gegenstand der Freude oder mindestens besonderer Teilnahme.



Abb. 415.  $\frac{1}{1}$ .



Abb. 416.  $\frac{1}{1}$ .

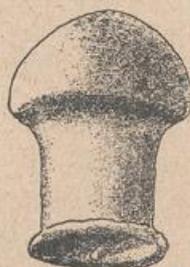


Abb. 418.  $\frac{1}{1}$ .



Abb. 417.  $\frac{1}{1}$ .

Abb. 416—418. Böhmen, Bronze-Spizenbeschläge vom Trinkhorn.

Die Sitte, Tier- und besonders Stierhörner als Trinkgefäße zu benutzen, ist selbstverständlich uralte, höchstwahrscheinlich bereits steinzeitlich. Aus der jüngeren germanischen Bronzezeit haben wir einige Funde schön gegossener Bronze-Trinkhörner, die in dem äußersten Ostzipfel damaliger Germanen-Ausbreitung, dem untersten Weichselgebiet, zum Vorschein gekommen sind. Aus Cäsars Schilderung wissen wir, daß die Germanen seiner Zeit bei besonders festlichen Mahlen Hörner vom Urstier, deren Mündung mit Silber beschlagen war, als Trinkgefäße brauchten. Derartigen Silberbeschlag kennen wir nur aus seltenen Fällen und auch erst aus der allerfrühesten Kaiser-

zeit (Textabb. 427). Trinkhornbeschläge aus Bronze dagegen erscheinen in Gräbern zuerst beim Übergang von der Latènezeit in die Kaiserzeit, also etwa aus augusteischer Zeit. Vorher war es offenbar nicht üblich, derartige Gegenstände den Verstorbenen ins Grab mitzugeben.

Wir besitzen mannigfache Arten des Spitzenbeschlags der Trinkhörner. In ältester Zeit ähneln sie in der Profilierung den Riemenzungen d. h. es sind längliche sich verengende Röhren, die in einem halbfugeligen Knopf endigen (Textabb. 415), bald aber werden sie vasenförmig (Textabb. 416, 417) gestaltet. Daneben erscheint eine sehr einfache, wenig schöne Gestaltung in Form einer Dreiviertelfugel mit kurzem Röhrenansatz



Abb. 421.  $\frac{2}{3}$ s.  
Bronze. Holubice, Böhmen.



Abb. 424.  $\frac{1}{1}$ .      Abb. 426.  $\frac{1}{1}$ .  
Böhmen, Bronzeglieder von Trinkhornfetten.

(Textabb. 418—420). Der Mündungsbeschlag ist anfangs auch ziemlich einfach, nur wenig profiliert (Textabb. 427), am Horn oft durch kleine angenietetete Zungen festgehalten (Textabb. 421). Später stellen sich hier reiche, gepreßte Verzierungen ein. Am mannigfaltigsten sind die Bronzewingen für die Enden oder die Verzweigungsstellen des Tragriemens gestaltet; sie sind bisher in den Veröffentlichungen fast niemals als Bestandteile des vergangenen Trinkhorns erkannt worden (Textabb. 422—424). Dazu kommen Zierbeschläge für diesen Riemen (Textabb. 425, 427) oder Ersatz des Riemens durch ganze Bronzefetten (Textabb. 426), die namentlich im 3. Jahrhundert, der letzten Zeit für die Sitte der Trinkhornbeigabe, prächtiger ausgestattet wurden.

Ein zum Teil auch im Hornstoff erhaltenes Stück mit einfachem Münd-

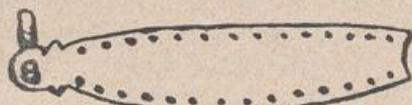


Abb. 425.  $\frac{1}{1}$ .



Abb. 422. 423.  $\frac{1}{1}$ .



Abb. 419.  $\frac{1}{1}$ .

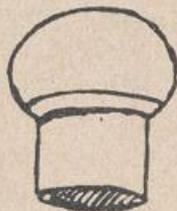


Abb. 420.  $\frac{1}{1}$ .

Abb. 422. 423. 425. 419. 420. Lünow, Kr. Westhavelland, Brandenburg; Skelettgrab.  
Bronze-Trinkhornbeschlüge. 2. Jahrh. nach Chr. (vgl. Textabb. 386).

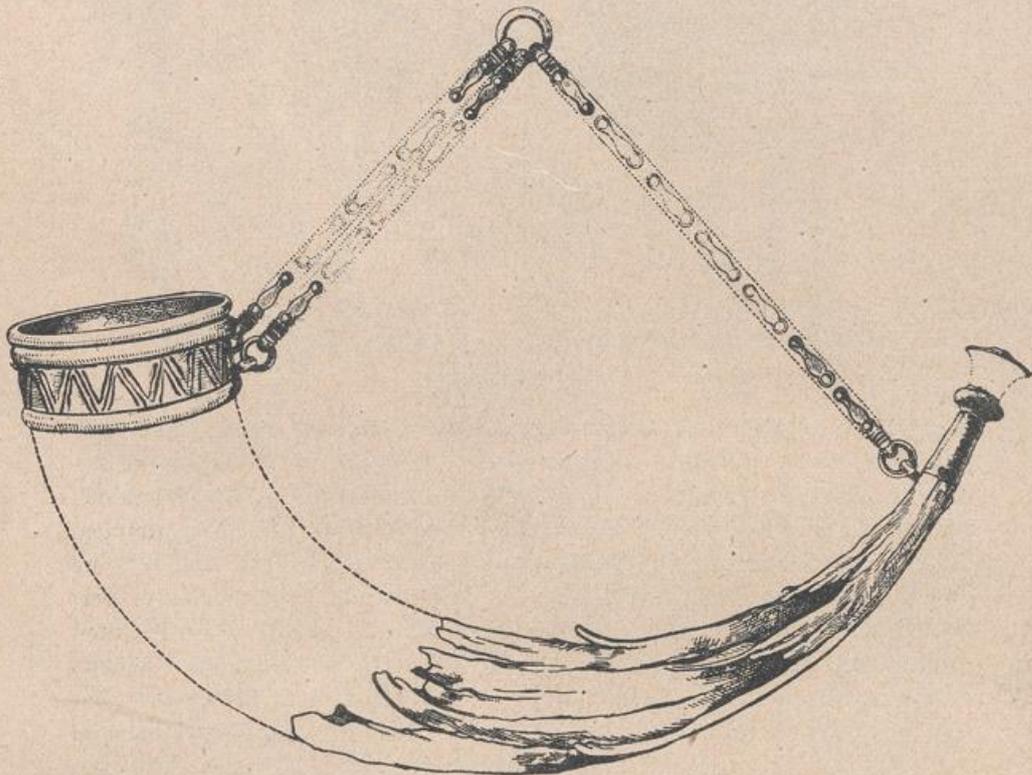


Abb. 427.  $\frac{1}{2}$ . Lübsow, Kr. Greifenberg, Hinterpommern. Ostgermanisches Trinkhorn  
mit Silberbeschlügen. Ende des 1. Jahrh. nach Chr.  
Die Ergänzung des Spitzenbeschlages ist wahrscheinlich unrichtig (vgl. Textabb. 417).  
(Pernice: Prähistor. Zchr. IV, S. 144.)

dungs- und Spitzenbeschlag, aber gut gearbeiteten Riemenbeschlägen und Mittel- und Endzwingen zeigt Textabb. 427. Es stammt aus dem großartigen Grabe einer ostgermanischen Fürstin vom Ende des 1. Jahrhunderts nach Chr., das in Lübsow in Hinterpommern zum Vorschein kam und neben zahlreichen südeuropäischen Bronze-, Silber- und Glasgefäßen reichen einheimischen Silberschmuck enthielt.

Es hat sich immer klarer herausgestellt, daß die Beigabe von Trinkhörnern, die meist in doppelter Anzahl geschah, durchaus nicht immer ein Männergrab kennzeichnet, sondern daß Trinkhörner ebenso wie reiche Säße des zur Weinbereitung und zum Weinschenken gebrauchten eingeführten römischen Bronzegeschirrs auch in Frauengräbern erscheinen. Es hängt dies offenbar mit der Sitte zusammen, daß es Sache der Frau war, die richtige Würze des Trinkstoffes, sei es Wein oder Gerstensaft, herzustellen, und dann vor allem dem Manne oder den Männern das gefüllte Trinthorn unter freundlichem Zutrinken zu kredenzen.

Die hier in langer Reihe vorgeführten Beispiele der Selbständigkeit germanischer Kultur und der im allgemeinen bei den Germanen geltenden Ablehnung römischer Dinge zu einer Zeit, da die Römer den Germanen räumlich so nahe gekommen waren, wie nie zuvor und nie danach, müssen hier genügen und werden sicher auch völlig ausreichen, um zu zeigen, was es mit jener Ansicht von der kulturlosen 'Wildheit' der Germanen vor der Berührung mit Römertum für eine Bewandnis hat.

Ein Volk wie die Germanen, das bereits eine Jahrtausende alte Kultur hinter sich hatte, das eine solche Periode durchlebt hatte, wie wir sie als die germanische Bronzezeit kennen und bewundern gelernt haben, das darf man nicht einmal Barbarenvolk nennen, mögen auch die Römer und mehr eigentlich die Nachrömer, die Romanen, und mit ganz besonderer Vorliebe die heutigen Franzosen, solches tun. Das sichts uns ebensowenig an, als wenn sie uns so zu nennen heute zuweilen belieben, — wenn sie nämlich über einen unserer Erfolge besonders ergrimmt sind —, uneingedenk ihrer eigenen wirklichen Barbareien, deren Zeugen die deutschen Rheinlande heute noch allenthalben aufweisen.

Das alte Rom jedoch hat von den Germanen nur mit der größten Hochachtung gesprochen, abgesehen von den Jahren hochgehender Erregung unmittelbar nach der Varusschlacht. Keiner der Feinde war in Rom in den ersten Jahrhunderten nach Chr. so gefürchtet und so hoch bewertet wie die Germanen: Tacitus mit seiner Bewunderung dieses Volkes ist da nicht etwa eine Ausnahme, ein sentimentaler Schwärmer für ein erträumtes Ideal oder gar Idyll, sondern nur der Widerhall der öffentlichen Meinung Roms. Darum sind die Germanen in dieser Epoche von griechisch-römischen Künstlern auch so unzähligemal bildlich dargestellt worden und dies in einer Weise, daß wir

uns doppelt freuen können. Einmal über die sichtliche Vorliebe, mit der diese Bildhauer bemüht sind, der äußeren Erscheinung der Germanen im rein körperlichen Typus wie im geistigen und seelischen Charakter voll gerecht zu werden. Dann noch mehr darüber, daß wir in diesen Gestalten erkennen können: sie sind Bein von unserem Bein, Blut von unserem Blut und damit auch Geist von unserm Geist.

Den Römern erschienen die Germanen nach des Tacitus Ausspruch als ein durchaus eigenartiger, reiner und nur sich selbst gleicher Menschenschlag. Als hervorstechendes Sondergut aller Germanen wird in der literarischen Überlieferung des gesamten Altertums einmütig genannt: zuerst der auffallend hohe, dabei schlanke Wuchs, der in der Jugend mit straffen Gliedmaßen, bei reiferen Jahren mit einer gewissen aber doch sehr gemäßigten Fülle des muskulösen Fleisches sich verband, stets aber mit größter Körperkraft und mit selbstbewußt stolzer Haltung gepaart war.

Die zweite hervorstechende Eigenschaft des germanischen Typus ist die sogenannte helle Complexion, zu der eine weiße und zugleich rosige Gesichtsfarbe, überhaupt durchsichtige Helle der gesamten Haut, sowie der „Augen Bläue“ und eine Fülle blonden Gelockes gehören. Von den germanischen Frauen wird zudem ihre imponierende Schönheit oft genug gepriesen.

Was zur Vollendung des germanischen Typus hier noch fehlt, weil es dem Laien im Altertum so wenig sich aufdrängte, wie es heute der Fall ist, das sind Angaben über Kopf- und Gesichtsgestaltung. Hier leiten uns ergänzend die Grabfunde, denen wir entnehmen, daß Langköpfigkeit und Langgesichtigkeit bei den Germanen durchaus vorherrschend waren. Zu dem hohen, schmalen, kräftig profilierten Gesicht gehören eine längliche, schmale, feine Nase, die entweder gerade oder hakenförmig, als Adlernase, gestaltet ist, zurücktretende Jochbeine, stark vortretende Augenbrauen und eine breite, flache, nicht steil, sondern allmählich sich aufwölbende Stirn.

Was uns geschichtliche Überlieferung und archäologische Funde über das Aussehen der Germanen lehren, finden wir glänzend bestätigt durch die Bildwerke des Altertums.

Mit den Germanen kam die Welt des Mittelmeeres in erste Berührung am Schwarzen Meere und an der unteren Donau. Dort war der aus Ostdeutschland ausgewanderte germanische Stamm der Basternen, von dem wir oben (S. 147) eingehenderes gehört haben, seit etwa 240 vor Chr. zwei Jahrhunderte lang ein sehr unangenehmer Nachbar der Südeuropäer. Zuerst der griechischen Kolonialstädte in Südrussland, wie Olbia, dann auch jenes Zweiges der großen thrakischen Völkerfamilie, der schon südlich der Donaumündung in der Dobrudscha und weiter nach dem Balkan zu seine Sitze hatte, der Geten. Um die Mitte des 2. Jahrhunderts vor Chr. verhandeln die letzten makedonischen Könige mit den Basternen, um sie als Soldtruppe gegen

die Römer zu gewinnen, ebenso Mithradates im 1. Jahrhundert vor Chr. Im Jahre 61 vor Chr. endlich verlor der römische Prokonsul G. Antonius, als er gegen den thrakischen Zweig der Myser, der westlichen Nachbarn der Geten, marschierte, bei Istropolis in der Dobrudscha Heer, Feldzeichen und Ehre an die stets schlagfertigen Basternen, die den Mysern zu Hilfe geeilt waren. Die eroberten römischen Feldzeichen gaben die Basternen in der dem Schlachtfeld benachbarten Hauptfestung der Geten, zu Genucla, in Verwahrung. Cäsar wurde nur durch den Tod gehindert, den lange geplanten Feldzug gegen die Daken im östlichen Ungarn und Siebenbürgen, sowie gegen die Geten und Basternen auszuführen, die alle damals mächtig südwärts drängten. Erst Oktavian griff hier wirksam ein, sobald er durch die Seeschlacht bei Actium zur Alleinherrschaft über das römische Weltreich gelangt war.

Auf seinen Befehl sicherte der Feldherr Licinius Crassus in zweijährigen Kriegen, 29—28 vor Chr., nicht nur die römische Provinz Makedonien, sondern er erreichte teils durch unermüdete Ausnutzung der römischen Überzahl an Truppen, teils durch ebenso treulose als grausame Kriegslügen, wie sie die Römer gegen gefürchtete nordische Völker anzuwenden ja stets bereit gewesen sind, daß die Basternen sich über die Donau nach Norden zurückzogen, daß die Myser, die Bewohner etwa des heutigen Bulgariens, gezüchtigt wurden, daß die im Rücken des römischen Heeres aufständischen südlichen Stämme der Serder und Maider, also die eigentlichen Thraker, zum Gehorsam gegen Rom zurückkehrten, endlich daß die Geten in der Dobrudscha nach einer Reihe von Niederlagen die von Prokonsul Antonius an die Basternen einst verlorenen Feldzeichen in Genucla an ihn wieder ablieferten.

Ein großartiger Triumphbau in Form eines mit hochragenden Trophäen bekrönten Rundturms, nahe bei dem heutigen Adamklissi in der Dobrudscha, sollte das dauernde Wahrzeichen dieser Siege sein. Es zeigt in einem unterhalb des Daches umlaufenden Fries und auf einem den Dachrand überragenden Kranze von Zinnen die vier von Crassus besiegten Volksstämme, sowohl die als Feinde weniger hervorgetretenen Thraker und Myser, als auch die germanischen Basternen nebst den mit ihnen verbündeten Geten, diese beiden Stämme in bevorzugter Weise dargestellt. Die Gegend von Adamklissi in der Dobrudscha, nahe demjenigen Knie der Donau, wo sie zum letzten Male die Richtung nach Norden einschlägt, um die Westgrenze der nördlichen Dobrudscha zu bilden, war offenbar dieselbe Stelle, wo einst Genucla lag, und wo ganz in der Nähe, bei Istropolis an der Donau, das Heer des Antonius von den Basternen vernichtet worden war. Von hier aus, an der dem Feinde zugekehrten Grenze des neueroberten Landes, schaute das gewaltige Siegesdenkmal, das zugleich ein Sühnedenkmal war, drohend in das Gebiet der Basternen hinüber. Und es hat lange Zeit seine Wirkung getan. Während die anderen von Crassus besiegten Donaustämme Rom andauernd feindlich gesinnt blieben, schlossen die Basternen nunmehr Freundschaft mit Rom und

hielten sie ein ganzes Jahrhundert. Denn erst in den Wirren des Dreikaiserjahres, das dem mit Neros Tode erfolgten Aussterben der julisch-klaudischen Dynastie folgte und dem Emporkommen der flavischen Dynastie voranging, sehen wir die Basternen an den Einfällen der sarmatischen und dakischen Stämme über die Donau in die römischen Provinzen hinein beteiligt. Aber schon nach wenigen Jahrzehnten, zu Trajans Zeiten, zeigen sie sich wieder als Freunde Roms.

Was wir heute als Ruine des Triumphdenkmals sehen (Abb. 430, Taf. XXXIX), zeigt uns nichts von dem eigentlichen, gewaltig zum Himmel ragenden Turmbau: von dem einst freistehenden Oberbau mit der Trophaion-Bekrönung und auch vom Dach sind nur schwache Trümmerreste am Boden zerstreut aufgefunden worden und es bedurfte der eindringenden Genialität Surtwänglers, um aus diesen Trümmern die wahre einstige Gestalt in ihrer imposanten Größe von neuem erstehen zu lassen (Abb. 431, Taf. XL). Was man in dem Ruinenbilde sieht, ist der kreisförmige Mantel von Betonmasse, der sich um den von unten auf in Quadern erbauten Kern des massiven Fundaments des oberen Turmbaus legt, gleichsam den Innenturm. Nach außen hin aber war der allein sichtbare, aus Bruchsteinen und Kalkmörtel bestehende Betonmantel zugleich wieder der Kern für die äußere Quaderbekleidung, die auch völlig abgefallen ist oder abgebrochen worden ist, indes aus den verstreuten Trümmern fast vollständig wiederhergestellt werden konnte. Erhalten ist dagegen der Unterbau von sieben sehr hohen Stufen, der von einem Plattenpflaster umgeben war. Der Durchmesser dieses Stufenbaues beträgt 38,80 m und genau so viel beträgt die Höhe des ganzen Denkmals nach Surtwänglers Wiederherstellung, wodurch ein Verhältnis gewonnen wurde, wie es in der römischen Baukunst beliebt war.

Die über dem Stufenbau befindlichen sechs Lagen des Quadermantels sind wie das ganze Denkmal aus einem sehr harten, gleichmäßig weißen Kalkstein hergerichtet worden, wie er für die römische Provinzialkunst der frühesten Kaiserzeit charakteristisch ist. Sie werden oben abgeschlossen durch einen Rankenfries, dessen Akanthusblatt genau der Form entspricht, die dieses Blatt auf dem in den Jahren 13—9 vor Chr. erbauten Marmorwerk der Ara Pacis des Augustus zu Rom zeigt. Die Akanthusranken endigen in Wolfsköpfe statt der sonst hier üblichen Blüten. Darüber zieht sich die schon erwähnte Reihe von Metopen mit Bildern von Kriegsszenen hin, von einander getrennt und zugleich hervorgehoben durch ganz flach gehaltene Pilaster, die mit Ranken oder senkrechten Kannelüren bedeckt sind. Die Höhe des Frieses beträgt 1,48 m, also genau 5 römische Fuß, die Breite jeder Metope 1,16 m. Über dem Fries läuft ein Architrav, den Palmetten schmücken, die durch strichartige Doppelspiralen verbunden sind. Darüber das Gesims und endlich der abschließende Kranz von Zinnen, deren jede, wie die Metopen 1,48 m hoch, aber nur 0,88 m breit, das Bild eines einzigen gefesselten Ge-

fangenen bietet; zwischen je zwei Zinnen außerdem ein liegender Löwe als Wasserspeier.

Bis hierher mißt die Höhe des Denkmals 11,40 m; hinter den Zinnen steigt das schuppenförmig gedeckte Dach sanft an in einer Höhe von 5 m und stößt oben an den Quaderturm, der im verdeckten Innenbau quadratisch und nach oben freisrund gestaltet ist, mit einem Durchmesser von 9,1 m. Nach seinem Austritt aus dem Betonmantel geht der Quaderturm in einen sechs-eckigen Oberbau über, der aus einem niedrigeren Untergeschoß und einem hochstrebenden Obergeschoß besteht. Diese Anordnung der beiden Geschosse durch Surtwängler ist offenkundig die richtige gegenüber der von Niemann zuerst vorgeschlagenen umgekehrten, bei der der niedrige Teil als Obergeschoß gedacht war, wodurch nur ein schwerfälliger, ja plumper Eindruck erzielt wird: sie ist eines der feinsten Stücke in Surtwänglers völlig neugeschaffener Gestaltung des ganzen über dem Dach befindlichen Teiles des Denkmals. Nun erst läßt das schlanke Obergeschoß das Tropaion zu seiner ganzen gewaltigen Höhe sich emporrecken, um über die Lande hinaus der Römer Macht zu verkünden. Das Obergeschoß trägt an der Nordseite, der Vorderseite, den Inschriftstein und wird bekrönt von einem Architrav, der durch Darstellung aneinandergereihter Schilde nach griechischer Sitte als Waffenfries gebildet ist. Nun folgt das eigentliche Denkmal, das Tropaion, zu dessen Füßen eine Kolossalgruppe dreier Kriegsgefangener sich befindet, ein gefesselter stehender Mann zwischen zwei sitzenden Frauen. An dem Panzer des Tropaions ist der die Feinde niedersprengende Feldherr, ein stehendes Motiv der Triumphaldenkmäler dieser Zeit, angebracht. Bedeutungsvoll ist wiederum das Maß der Hauptteile des Oberbaues; seine Höhe von 11,20 m entspricht genau der Höhe des von ihm getragenen Tropaions.

Betrachtet man das Ganze dieses Aufbaues, so wird man sich dem großartigen Eindruck nicht entziehen können und ebensowenig den künstlerisch feinst empfundenen Einzelheiten der Ornamentik seine Bewunderung versagen. Der schwache Punkt bleibt allein die Lösung der bildnerischen Aufgaben, was wir um so mehr bedauern müssen, da dies ja der Angelpunkt ist, an dem unsere Teilnahme für dieses Denkmal hängt.

Wir sprachen von dem Inschriftstein. Mit der Inschrift hat es in diesem Falle seine besondere Bewandnis. Kein Triumphaldenkmal ist denkbar ohne die Inschrift, die seine Bestimmung kund tut. Solche kolossalen turmartigen Rundbauten mit Tropäen kennen wir schon seit dem Jahre 121 vor Chr.: damals wurde eines in Südfrankreich errichtet, als die Gallier dort geschlagen worden und Gallia Narbonensis als erste Provinz eingerichtet wurde. Dann hat Sulla in Bötien ein solches erbaut, ebenso Pompejus im Jahre 72 vor Chr. in Spanien, nachdem er den Sertorius vernichtet hatte. Weiter wurde in La Turbia auf der Höhe bei Monaco im Jahre 7/6 vor Chr. dem Augustus, von Senat und Volk ein Denkmal gewidmet, das heute noch sichtbar ist,

„Tropäa Augusti“ genannt, zum Andenken an die Unterwerfung der Alpenvölker durch Augustus. Er bestand aus einem runden Turmkern, über den ganz wie bei dem Denkmal bei Adamklissi, ein Betonmantel aus Bruchsteinen und Mörtel gelegt war, hier jedoch nicht mit rundem, sondern quadratischem Unterbau.

Dann hat Drusus im Jahre 9 vor Chr. an der Elbe einen „Tumulus nach Art der Tropäa“ aufgeführt, also in Ermangelung von Bausteinen einen Erdbau, mit Inschrift und Waffenbekrönung. Und ebenso hat Germanicus an der Weser einen ‘agger’, d. h. den örtlichen Verhältnissen entsprechend, eine Erdausschüttung hergestellt, gleichfalls „nach Art der Tropäa“, und mit monumentaler Weiheinschrift versehen, wie Tacitus berichtet.

Immer also stehen solche Tropäen an der Grenze eines zwar schnell eroberten, aber noch nicht römisch besiedelten Landes, eines Landes, das noch nicht auf die Dauer unterworfen erschien, noch kein gesicherter Besitz war. Solche Tropäen entsprechen also gewissermaßen unseren Schlagenshissungen in besetztem, aber vorläufig wieder verlassenen fernen Koloniallande. Niemals fehlt ihnen die Weiheinschrift.

In dem Sinne ist unser Denkmal ein unfertiges geblieben. Denn der Sieger Crassus kam nicht dazu, den Wortlaut der Inschrift festsetzen zu können. Der junge Kaiser Oktavian war eifersüchtig auf den ihm von nun an allein zustehenden Titel eines Imperators. Allein Crassus verlangte für seine großen Erfolge nach republikanischer Sitte nicht nur den Triumph in der Reichshauptstadt, der ihm bewilligt wurde, sondern auch den Imperatortitel. Davon aber wollte Oktavian nichts wissen. Die Verhandlungen hierüber werden sich so lange hingezogen haben, daß Crassus schließlich nach Rom zurückging, ehe die Inschrift ihre Fassung erhalten konnte. Und so ist sie von ihm überhaupt nicht angebracht worden.

Diejenige Inschrift, die der Inschriftstein trägt, rührt nicht von Crassus, sondern erst von Trajan her. Inzwischen hatte sich nämlich in der Dobrudscha allerlei für die Römer wenig Ehrenvolles zugetragen, besonders unter Domitian. Die Daker waren unter dem Könige Dekebalus von neuem zu großer Macht gelangt. In den Jahren 86 und 89 nach Chr. wurden zwei römische Heere von ihm völlig geschlagen; die beiden römischen Heerführer verloren dabei ihr Leben. Die Dobrudscha kam damals in die Macht der Daker und hierdurch war nach römischer Auffassung das Triumphaldenkmal des Crassus entweiht und besleckt. Als Trajan siebzehn Jahre später das Dakerreich vernichtet hatte, konnte er das nun wieder gereinigte Denkmal jenem seit Augustus im römischen Heere besonders hoch verehrten Gotte weihen, dem Mars Ultor, dem rächenden Kriegsgotte. Und bei der neuen Weihe des Denkmals konnte Trajan sehr wohl eine Inschrift hierüber anbringen, auch wenn er baulich nicht zuviel daran erneuert hatte. Die Inschrift besagt, soweit die verlorenen Worte und Wortteile zu ergänzen sind, nichts weiter, als daß er das Denkmal wieder-

herstellen ließ (restitui jussit). Gerade daß Trajan sich nicht enthalten konnte, den bis dahin leeren Inschriftstein mit seinem Namen zu füllen, würde ein Zug sein, der so recht zu seinem Bilde paßt. Denn seine Schwäche war es, überall auf Denkmälern, auch solchen, zu denen er nicht in die mindeste Beziehung getreten war, seinen Namen einkratzen zu lassen. Das wissen wir durch eine sarkastische Bemerkung Constantins des Großen, der ihn um jener Schwäche willen das „Mauerkraut“ nannte.

Zum Denkmal des Crassus hatte aber Trajan durch seine großen dakischen Kriege entschieden eine bedeutende Beziehung gewonnen. Und so ist seine Inschrift hier also nicht einmal als unpassend zu bezeichnen.

Betrachten wir nunmehr in erster Linie die Darstellungen der Basternen. Es handelt sich um fünf von den erhaltenen 27 Zinnenbildern, und zwar um Nr. 1—5, von denen Nr. 5 leider zu stark zerstört ist, als daß darauf einzugehen lohnte. In zweiter Linie handelt es sich um elf von den erhaltenen 50 Metopen; ursprünglich hat das Denkmal 54 Metopen besessen. Es sei gleich bemerkt, daß die Zinnen an sich sorgfältiger ausgeführt erscheinen oder wenigstens durch die etwas größere Darstellung, die jedesmal nur eine einzige Gestalt, noch dazu in klarer ruhiger Haltung, bietet, den Beschauer weit mehr befriedigen, als die Mehrzahl der Metopen. Letztere enthalten eine bunte Folge von Kriegsbildern ohne geordnete Geschichtserzählung. Die Gruppierung der einzelnen Gestalten, in der Mehrzahl drei auf jedem Felde, ist hier vielfach so ungeschickt, daß diese sich gegenseitig geradezu im Wege stehen. Hier zeigt der durch die Verwendung des sehr harten Kalksteins bedingte ungemein harte und ungelente Stil dieser Soldatenkunst ganz besonders seinen primitiven Charakter. Alles wird auf der Fläche ausgebreitet, Verkürzungen sind so gut wie unbekannt. Doch herrscht eine große naive, freilich auch nüchterne, Treue in Wiedergabe der Einzelheiten der Wirklichkeit.

Zuerst die Zinnen. Das Bild des basternischen Kriegsgefangenen auf der ersten Zinne (Abb. 432, Taf. XLI) gibt das vollkommenste Abbild eines Germanen in dem hohen Wuchs, den schlanken, fast eleganten Gliedmaßen, den dabei so kräftigen Schultern, der edlen Bildung des langen Gesichtes und der vornehmen Haltung. Mit schmerzvollem Pathos ist sein Blick in die Ferne gerichtet, als wäre er voll Heimatsgedanken. Die Wahl dieses Gesichtsausdrucks durch den Künstler bekundet ein offenes Nachwirken hellenistischer Ausdrucksmittel, wie sie von der jüngeren pergamenischen Schule des zweiten Jahrhunderts vor Chr., z. B. an dem Altarfries auf der Burg zu Pergamon, hier freilich in unschöner Übertreibung an dem Kopfe des Riesen Alkyoneus, des Gegners der Athena, angewendet wurde.

Mit edlerem Maßhalten nach älterer, klassischer Weise gestaltet, finden wir dies Motiv des schmerzlichen Aufblickes aus weit geöffneten, tiefliegenden Augen, deren Umrandung im Schalten starker Stirnknochen liegt, — ein

Motiv, das in letzter Linie auf den Meister pathetischer Idealkunst, auf Skopas, zurückgeht — an der vielleicht schönsten Büste eines jugendlichen Germanen, gleichfalls eines Basternen, die zu der Sammlung Somzée im Brüsseler Cinquantenaire-Museum gehört. Sie ist zugleich die einzige erhaltene Germanendarstellung, die uns der Meißel eines echten griechischen Künstlers geschaffen hat (Abb. 428, 429, Taf. XXXIX). Wir besitzen in ihr wohl das Bruchstück einer ganzen Figur, eines Schwerverwundeten, der in schmerzlichem Aufstöhnen den Rest seiner Lebenskraft zu einem letzten Widerstande gegen das Unterliegen zusammenrafft. Auch hier der edle Germanentypus in dem langen, schmalen Gesicht, das jugendliche Hagerkeit und vom Bart nur einen ersten Flaum aufweist. Ganz charakteristisch für die Basternen, wie für alle Germanenstämme der frühen Kaiserzeit, ist die Haartracht, die Tacitus als „swebischen“ Haarknoten beschreibt und die auch bei dem Basternen von Adamklissi (Abb. 432, Taf. XLI) deutlich erkennbar ist, obwohl hier, ebenso wie bei der Brüsseler Büste, der Knoten beschädigt worden ist. Während am Nacken die Haare ganz kurz herabfallen, sind sie am Oberkopfe in beträchtlicher Länge überall nach der rechten Schläfe hinübergekämmt und dort in einem Knoten zusammengeknüpft, der leider fast gänzlich abgestoßen worden ist.



Abb. 434. 1:13.

Gefesselter Basterne.

3. Zinne des Siegesdenkmals von Adamklissi (nach Tocilescu Fig. 15). Das Mäntelchen fällt hier besonders lang herab; der gedrehte Haarknoten ist sehr deutlich.

Ich komme sogleich bei Besprechung der sog. Thusnelda auf die Notwendigkeit einer solchen Annahme zurück.

Einen Mann besonders ruhiger, gesetzter Haltung zeigt Zinne Nr. 3 (Tertabb. 434). Der Haarknoten an der rechten Kopfseite ist hier besser als sonst auf dem Denkmal erhalten und in seiner Drehung gut erkennbar. Wie alle Basternen des Denkmals hat auch dieser das rautenförmig geschnittene

hat (Abb. 428, 429, Taf. XXXIX). Wir besitzen in ihr wohl das Bruchstück einer ganzen Figur, eines Schwerverwundeten, der in schmerzlichem Aufstöhnen den Rest seiner Lebenskraft zu einem letzten Widerstande gegen das Unterliegen zusammenrafft. Auch hier der edle Germanentypus in dem langen, schmalen Gesicht, das jugendliche Hagerkeit und vom Bart nur einen ersten Flaum aufweist. Ganz charakteristisch für die Basternen, wie für alle Germanenstämme der frühen Kaiserzeit, ist die Haartracht, die Tacitus als „swebischen“ Haarknoten beschreibt und die auch bei dem Basternen von Adamklissi (Abb. 432, Taf. XLI) deutlich erkennbar ist, obwohl hier, ebenso wie bei der Brüsseler Büste, der Knoten beschädigt worden ist. Während am Nacken die Haare ganz kurz herabfallen, sind sie am Oberkopfe in beträchtlicher Länge überall nach der rechten Schläfe hinübergekämmt und dort in einem Knoten zusammengeknüpft, der leider fast gänzlich abgestoßen worden ist. — Dieses köstliche Originalwerk hellenistischer Kunst wird in seiner Entstehung erst verständlich, wenn wir annehmen, daß den galatischen Söldnerscharen, die den Diadochenfürsten Kleinasiens dienten, um 200 vor Chr. oder wenig später auch basternische Abteilungen sich anschlossen.

Mäntelchen und zwar auf der Brustseite hier besonders lang herabfallend. Das Mäntelchen wurde durch einen Schlitz, der nicht in der Mitte, sondern mehr nach einer der langgezogenen spitzen Ecken hin in das Tuch geschnitten war, über den Kopf gezogen und fiel mit der kürzeren Spitze auf die Brust, mit der längeren auf den Rücken herab, so daß der hintere Zipfel zuweilen zwischen den Beinen sichtbar ist. Die eng anliegenden Hosen scheinen bei Zinne Nr. 1 einfach rautenförmig gemustert zu sein; bei allen anderen basternischen Gefangenen oder Kriegern (an den Metopen) scheinen sie aus einem oder vielleicht mehreren breiten langen spiralig gelegten Bandstreifen zusammengeñäht zu sein — falls hier nicht etwa Ungeschick in Darstellung des Hosenmusters oder eher noch der Hosenfalten vorliegt. Stets hängt die Hose an einem Ledergürtel, dessen Schnallenschluß oder Ringschließe jedoch niemals dargestellt worden ist, und stets bemerkt man Lederschuhe, falls nicht die Füße so abgestoßen sind, wie es bei den Zinnen, mit Ausnahme von Nr. 1, leider überall der Fall ist.

Der Kinnbart ist mehr oder weniger spitz zugeschnitten (Zinne Nr. 1, 3, 4 = Abb. 432, 434, 435); nur an Zinne Nr. 2 (Abb. 433, Taf. XLII) ist ein noch unbärtiger Jüngling dargestellt, von überaus kräftigem Wuchse und mit zorniger Geberde, die durch die über der Nase stark zusammengezogenen Brauen ihren Ausdruck erhält. Auch hier ist der Haarknoten abgestoßen.

Noch weit ingrimmiger, das Auge halb zu Boden geschlagen, halb rückwärts auf seinen Peiniger gerichtet, schaut der Bastarne darein, der an Metope Nr. 47 (Abb. 436, Taf. XLII) von einem Römer an der Kette vorwärts getrieben wird. Die basternische Tracht ist hier in allen Punkten sehr deutlich zu erkennen.

Und nun vermögen wir auch den in offenbar schwerer Verwundung niedersitzenden Basternen der Metope 17 (Abb. 437, Taf. XLIII) richtig zu beurteilen. Wir erkennen den recht ungeschickt dargestellten Haarknoten, das noch ungeschickter über dem rechten Arm wiedergegebene faltige Mäntelchen, die gestreifte oder faltige Hose und die Schuhe; wir sehen, daß der Kinnbart in seinem runden Schnitt gar zu sehr demjenigen des hinter ihm stehenden Geten angeglichen worden ist. Wir sehen auch in seinem linken Arme die Lanze ruhen, die gewöhnliche Waffe der Basternen in den Metopenbildern, wie das große Sichelschwert für die Geten bezeichnend ist. Kaum einmal sieht man am Denkmal ein Schwert auf Seiten der Feinde Roms, niemals jedenfalls in den Händen eines dieser Feinde, so daß es nicht sicher ist, ob die Basternen des Donaugebietes neben der Lanze das Schwert überhaupt geführt haben. Es fällt uns freilich schwer, einen solchen Mangel anzunehmen für eine Zeit, aus der die Ostgermanengräber Ostdeutschlands eine geradezu strotzende Fülle von ausgezeichnet geschmiedeten Eisenschwertern von einheimischem Typus ans Tageslicht gegeben haben. Auch die Erklärung, die ich hierfür vorschlagen könnte, daß nämlich die Basternen sich von den Wandiliern zu einer Zeit abgetrennt haben, Mitte des 3. Jahrhunderts vor Chr., als die

Wandilier noch keine nennenswerte eigene Schwertindustrie entwickelt hatten, will mich nicht recht befriedigen. Denn in diesem Falle ist der Schluß aus dem Versagen der Gräber der frühen und mittleren Latènezeit durchaus noch nicht einwandfrei als richtig gesichert.

Was den Schild anlangt, so ist für den Geten oder Thraker der ovale Schild, für die Basternen aber durch die (hier nicht abgebildete) Metope Nr. 16 der sechseckige Schild bezeugt, eine Form, die wir sonst nur bei Westgermanen kennen, kaum bei den Ostgermanen, deren Kennzeichen der runde Schild war, wie wir früher (S. 190) bereits gehört haben.

Das Ruhmbedürfnis und die Eigenliebe der Griechen und noch mehr der Römer ließen es kaum zu, Vertreter fremder Volksstämme anders denn als Verwundete, Tote, Gefangene oder Gnade flehende Unterworfenen zu verewigen. Nur mehr zufällig sehen wir die Nicht Römer einmal in voller Unabhängigkeit und den Römern ebenbürtiger Stellung auftreten, wie jenen Basternenhäuptling, den die Trajanssäule in nur geringer Verstümmelung bis heute uns erhalten hat (Abb. 438, Taf. XLI). Er war der Führer einer der zahlreichen Gesandtschaften, die Kaiser Trajan während des zweiten großen Dakerkrieges in der Winterpause der Jahre 105—106 empfing. Dies geschah zu Dobretae an der untern Donau, dem heutigen Turnseverin an der Westgrenze der Walachei. Der Künstler schildert den Augenblick, wo gerade die Edlen der Basternen dem Kaiser vorgestellt werden und dieser Häuptling in vornehmster Geberde den Kaiser mit der halberhobenen linken Hand grüßt. Der linke Arm ist auf dem Ausschnitt des Bildes, den unsere Abbildung bringt, leider nicht sichtbar. Vergleichen wir diese Gestalt mit den ihr gefellten der vielen anderen Stämme, Daker, bosporanische Griechen, Sarmaten, Jazygen, so sehen wir hier einen der vollkommensten von den vielen Belegen dafür, mit welcher Hochachtung und Bevorzugung vor allen anderen Fremdvölkern die Römer gerade die Germanen behandelt und dargestellt haben. Eine kostbare Gestalt dieser kraftstrotzende, straffmuskulöse Basternenhäuptling in seiner wahrhaft fürstlichen Haltung: jeder Zoll ein König!

Wohl in dieselbe Zeit, d. h. in die erste Hälfte des 2. Jahrhunderts nach Chr., fällt eine neuentdeckte Bronzestatue eines schon bejahrten Germanen, die in den Trümmern der alten pannonischen Donaueftung Brigetio, gegenüber Komorn in Ungarn, zum Vorschein gekommen ist (Abb. 439, Taf. XLIV). Aus diesem Orte machte erst Trajans Nachfolger Hadrian ein Legionslager. Was die Haartracht anlangt, so trifft hier alles zu, was über den Basternen Somzée gesagt worden ist. Nur ist dieser ein ganz jugendlicher, jener ein alter Mann, dieser in höchster leidenschaftlicher Erregung und heftiger körperlicher Bewegung dargestellt, jener in vollkommenster Ruhe, in körperlicher und geistiger Ruhe, und dennoch die eindringende Überlegung eines scharfen Verstandes, einer durchaus sachlichen Denkweise verratend, dieser eben ein hellenistisches, jener ein römisches Kunstwerk.

Bewunderten wir vorher an dem Basternenhäuptling der Trajanssäule die königliche Haltung, so zeigt uns die andere große Kaisersäule tatsächlich einen König, den einzigen germanischen König, dessen Bild wir haben und den wir zugleich mit Namen kennen. Es ist die Markussäule, deren spiralig aufsteigende Reliefs die Taten eines langwierigen Krieges im Donaugebiet uns so lebendig und lehrreich veranschaulichen. Sie ist die Schilderin der Markomannenkriege Mark Aurels aus den Jahren 171—175 nach Chr. und bietet eine Fülle von Darstellungen aus dem Leben der germanischen Stämme am Nordufer der mittleren Donau, darunter die herrlichsten germanischen Männer- und Frauengestalten. Leider kann sie als Ganzes und auch im Einzelnen nach rein künstlerischer Seite hin den Vergleich mit der Trajanssäule nicht aushalten. Dazu kommt, daß die Bilder wegen ihres weit höheren Reliefs ungleich mehr durch Abstoßung gelitten haben, als es bei ihrem Vorbilde der Fall ist. Immerhin müssen wir uns glücklich schätzen, daß noch soviel von diesem unersehblichen Schätze auf uns gekommen ist.

Eine der edelsten Erscheinungen ist hier der Quadenkönig Ariogais, die Seele hartnäckigsten Widerstandes im Freiheitskampfe gegen den das mährische Germanenland bekriegenden Kaiser. Im Jahre 173 hatte der König vor der einbrechenden Übermacht des römischen Heeres außer Landes fliehen müssen. Er hielt sich verborgen bei den benachbarten Basternen, die jenseits der Kleinen Karpaten an den Gebirgshängen der Nordwestecke des Hauptzuges der Karpaten ihre hochgelegenen Burgen hatten. Aber auch hier wird er im nächsten Jahre von den nachdringenden Patrouillen der Römer aufgespürt, hatte doch Mark Aurel tausend Goldstücke ausgesetzt, wenn der Quadenkönig lebend, fünfhundert, wenn er tot eingebracht würde. Und nun zeigt uns das Säulenrelief (Abb. 440, Taf. XLIV) den König und dahinter einen ihm sehr ähnlich sehenden germanischen Edlen, vielleicht des Königs Bruder, die Hände bei beiden auf den Rücken gefesselt, ebenso wie bei den vorausgehenden beiden lieblichen Knaben, wohl des Königs Söhnen. Wir sehen, wie sie, ein jeder durch einen hinter ihnen herschreitenden römischen Soldaten an der Fessel geleitet, von der hoch auf dem Felsen aus Quadern gebauten germanischen Königsburg mit Kuppeldach herabsteigen müssen. Wie vornehm und würdevoll zeigen sich alle diese Germanen in ihrem Unglück. Zumal des Königs edles Antlitz (Abb. 442, Taf. XLV) blickt zwar ernst, ja sorgenvoll in die Zukunft — wohl in Gedanken an sein Volk, — aber dennoch ruhig und gefaßt.

Aber auch die böhmischen Markomannen fühlen in dem Kriegsjahr 173 die Härte der römischen Macht. Ein Teil von ihnen wird zu dauernder Übersiedlung in das Land südlich der Donau, also auf römisches Gebiet gezwungen. Die Säule schildert, wie unbewaffnete Edle der Markomannen unter Führung von berittenen und bewaffneten Germanen desselben edlen Typus das Gestade des Flusses betreten, an dessen anderer Seite andere schon früher auf römischem

Boden angesiedelte Germanen ihnen freundlich herüberwinken. Indes scheint es den neu übergesiedelten Germanen unter römischer Herrschaft doch nicht behagt zu haben, denn sie werfen bald den Zwang ab und schließen sich wiederum ihren am Nordufer der Donau den Krieg weiterführenden Brüdern an. Doch wiederum mit Unglück. Ein Teil ihrer Edlen muß für den Freiheitsdrang des ganzen Stammes, der zum Wortbruch geführt hat, mit dem Leben büßen. So lautet der Urteilspruch des Kaisers.

Seine Gardereiter kommen in voller Gala, mit der Standarte, und umstellen den Richtplatz; die links abseits stehenden Frauen der Germanen, die traurig, aber gefaßt dem grausigen Vorgang zuschauen, sind auf unserem Bildauschnitt (Abb. 441, Taf. XLIV) nicht mehr sichtbar. Den Strafakt leitet ein deutlich als Nichtrömer Kennzeichneter, der mit dem Sinnbild des Schwertes bedacht ist. Vollzogen aber wird die Hinrichtung der sechs markomannischen Edlen, denen die Hände auf den Rücken gebunden sind, durch Angehörige desselben Stammes, die in römischen Diensten stehen — welch römischer Hohn! Germanen vernichtet durch Germanen, nicht in freiem Wettkampf gegeneinander, sondern ausschließlich im Dienste einer fremden Macht. Also wie in der Völkerwanderung und wie 1806 und sogar noch 1813: immer dasselbe Trauerspiel!

Die Markomannen-Edlen dieses Bildes sind, abgesehen von Ariogais, die schönsten Gestalten der ganzen Säule, einschließlich der Römer, von dem römischen Künstler mit großer Liebe gezeichnet. Der mächtige Kopf, das lange Gesicht, das reiche Haupthaar und der üppige Vollbart, endlich der hohe, schlanke Wuchs: alles das vereinigt sich hier, um germanische Idealgestalten zu verkörpern. Von Interesse ist es auch, hier die Friedenstracht der Germanen kennen zu lernen. Während zur Kriegszeit die Germanen (und übrigens auch die Gallier und Geten), das Obergewand ablegen und entweder mit völlig nacktem Oberkörper oder nur durch ein leichtes freiflatterndes Mäntelchen geschützt in die Schlacht ziehen, sehen wir sie hier mit einem enganschließenden Ärmelrock bekleidet; nur einer der germanischen Henker hat einen ärmellosen Rock, eine Ausnahme, die wir als solche im 3. und 4. Jahrhundert nach Chr. bei einem ganzen germanischen Stamme finden, der infolgedessen den Namen Armalausi, Armilausini (Ärmellose) erhielt.

Die weitaus zahlreichsten Denkmäler von Germanen, durchweg von Gefangenen oder Unterworfenen, hat aber die in realistischer Wiedergabe von Völkertypen außerordentlich hochstehende römische Kunst des ersten Jahrhunderts nach Chr., namentlich seiner ersten Hälfte, hinterlassen. Es sind das fortlebende Erinnerungen aus der Zeit der augusteischen Triumphe über die Siege und mehr noch die vermeintlichen Siege während der großen Germanenkriege unter Drusus, Tiberius, Germanikus. In die immer wiederkehrende Gruppe der Triumphaldarstellungen jener Imperatoren gehören die häufigen Miniaturnachbildungen kniender oder

sonst in unterwürfiger Haltung abgebildeter Germanen. Die vielleicht schönste davon ist das kleine Pariser Bronzefigürchen eines germanischen noch unbärtigen Jünglings (Abb. 443, Taf. XLV) von kräftigsten Gliedmaßen und schmalem, hagerem Gesicht mit energischem Ausdruck, in der gewöhnlichen Kriegertracht mit Mäntelchen um die Schultern, Hosen, die um die Hüften ein Gürtel festhält, und Lederschuhem. Vorzüglich, wie sonst nirgends wieder, ist hier der Erhaltungszustand des hornartig dargestellten Haarknotens, der, wie man deutlich sieht, nur durch sorgfältigstes Kämmen und Knüpfen des mit batawischer 'Seife' gut pomadierten Haares erreicht worden sein kann.

Und nicht minder schön werden germanische Frauen von römischer Kunst dargestellt. Die volkstümlichste Darstellung dieser Art ist ja unstrittig die berühmte Marmorstatue der „Thusnelda“ (Abb. 444, Taf. XLVI; 446, Taf. XLVII), obwohl sie ihren Namen zweifellos mit Unrecht führt, ja vielleicht nicht einmal eine Germanin, sondern eine Gallierin darstellt. Auch diese edelste Kunstschöpfung geht, wie so vieles in römischer Kunst, auf griechische Überlieferung zurück, nicht nur in ihrer typischen Trauerstellung, mit dem auf die linke Hand aufgestützten rechten Arm, der wiederum das gesenkte Haupt stützen soll, und mit der als Zeichen der Trauer entblößten Brust, sondern auch in greifbaren Einzelheiten; wie den dicksohligen Gitterschuhen, die uns an den Pergamenischen Altar erinnern, in gleicher Weise, wie das bei dem Basternen der ersten Zinne von Adamklissi und noch mehr bei dem Basternen der Sammlung Somzée der Fall ist. Ich erwähne die Vermutung französischer Gelehrter, daß wir es hier vielleicht mit dem Nachleben einer griechischen Darstellung der Repräsentantin des durch die Griechen besiegten Galatervolkes zu tun haben, und weise auf einen Zug hin, der meines Wissens für diese Deutung noch nicht herangezogen worden ist, nämlich das Haarband, das wir ebenso bei der Relieffigur der Gallia auf dem Brustpanzer des Augustus von Prima Porta erkennen. Und doch mutet uns der Gesichtstypus mit dem feinen Oval, das wunderbare Haar, wie die ganze Gestalt und die Haltung so durch und durch germanisch an. Ich spreche daher hier eine andere Vermutung aus. Wir müssen uns daran erinnern, daß bei den Galaterkämpfen des dritten, zum mindesten bei denen des zweiten Jahrhunderts vor Chr. in Kleinasien oder in Griechenland sicher schon germanische Basternen beteiligt waren, wie ja der Basterne Somzée beweist. Und so könnte auch für diese besiegte „Galatia“ leicht eine herrliche Basternenfrau als Vorbild gedient haben. Da ist nichts leidenschaftlich Übertriebenes, keine Pose, wie sie schon damals galatische und gallische Eigenart war, sondern bei aller Trauer herrscht die stille Ergebenheit, die Hoheit eines unbeugsamen Charakters. Diese Züge schweben dem Dichter Halm vor Augen, wenn er im „Sechster von Ravenna“ zu Thusnelden sagen läßt: „Du stehst so still, so trüb mir gegen-

über" — „Schweres Leid kam über dich, doch auch die Kraft, es groß und still zu tragen“.

Ganz anders wirkt der Kolossalkopf einer Germania (Abb. 445, Taf. XLVI) in London auf uns ein, der zwar auch durch ein prächtiges Gelock sich auszeichnet und ganz gewiß das reine Gepräge des germanischen Typus trägt, aber von dem Künstler — sicher schon des zweiten Jahrhunderts nach Chr. — in keiner Weise genügend geistig charakterisiert worden ist, sondern vielmehr ziemlich leere Züge aufweist.

Unvergleichlich besser gelungen ist die Gestalt einer besiegten, trauernden Germania (Abb. 447, Taf. XLVII), jetzt in der Villa Pamfili zu Rom, die von der Neptunbasilika auf dem Marsfelde in Rom herrührt und zu den Darstellungen unterworfenen Provinzen gehört, die um 150 nach Chr. jenem weit älteren Säulenhau angefügt wurden. Bei aller großen Ähnlichkeit des Kopfes dieser Germania mit dem Londoner Kolossalkopf werden wir hier, trotz starker 'Eleganz' in der Darstellung dieser Gewandfigur, tief ergriffen, wo wir dort kalt blieben. Nicht mit Unrecht hat man diese Germania voll leidenschaftlichen Trostes eine antike „Mater dolorosa“ genannt.

Und als letztes Bild einer Germania wählen wir ein Kalksteinrelief, das freilich weder durch Größe, es ist nur 73 cm hoch, noch durch gute Erhaltung, das Gesicht ist stark bestoßen, noch endlich durch Schönheit der Ausführung sich für diese Bevorzugung empfiehlt. Allein es knüpfen sich an diese Steinplatte so wichtige Erörterungen über die weibliche Tracht, daß wir sie schon um deswillen hier nicht gut übergehen können.

Diese Platte ist ein Teil des Brüstungsschmuckes, womit der Sockel des Säulenumganges im Binnenhof des Prätoriaums des Mainzer Legionslagers bekleidet war. Das Legionslager war gleich nach dem großen Batavertriege, der sich an Neros Tod anschloß und überall eine Gefährdung der alten Erdlager am Rhein herbeigeführt hatte, von Despasian in Stein erneuert worden. Bei dieser Gelegenheit spätestens wurde jener Brüstungsschmuck in Kalkstein geschaffen; ich bin freilich geneigt, ihn für noch etwas älter zu halten, da er noch stark jene alte, harte, edige Soldatenweise atmet, jenen oberitalischen Stil, dessen frühesten Vertreter wir im Denkmal von Adamklissi kennen gelernt haben.

Wir sehen die typische Trauerhaltung mit den aufeinander und auf den Körper aufgestützten Armen, die wir schon bei der „Thusnelda“ besprachen. Das reiche Haar fällt in langen Strähnen über Hals und Brust, darüber vom Haupte den Rücken entlang und nach vorn zum Schoße ein breiter Schleier. Den Leib bedeckt ein trifotartig enge anliegendes Gewand, das in dem bei germanischen Kleiderstoffen so beliebten Rautenmuster gewebt ist. Und nun kommt das anscheinend Wunderbare, daß auch der Unterkörper der Frau und die Beine in trifotartig engen Hosen desselben

Stoffes stecken. Wir haben hier nicht irgend eine trauernde Germanin vor uns, sondern eine trauernde Germania. Und dieser große Unterschied ist bisher noch gar nicht genügend berücksichtigt worden.

Darstellungen besiegter trauernder Länder finden sich eben nicht nur in Gestalt aufrecht stehender Frauen, sondern auch als an der Erde oder auf einem erhöhten Sitze neben einem Tropaion ruhende Frauen, denen



Abb. 448. 0,73 m hoch.  
Kalksteinrelief einer trauernden Germania; Mainz, Legionslager.

oft, aber durchaus nicht immer, eine männliche Person als zweiter Vertreter desselben besiegten Landes gegenübersteht. In diesen Fällen, die namentlich auf Münzbildern unzählige Mal sich wiederholen, ist es durchaus Regel, daß die Frauengestalt, soweit es irgend angeht, in der Kriegstracht des Landes vorgeführt wird, also in der Mannestracht. Und dies geschieht nicht nur bei „nordischen“ Völkern, sondern ganz allgemein. Am auffallendsten ist dies allerdings bei allen jenen Völkern, wo die Hose ein wesentlicher Bestandteil der männlichen Tracht ist. So

erscheinen als Frauen in gegürtetem Leibrock mit Ärmeln, Mantel und Hose, also in vollkommener Mannestracht, und zum Teil noch mit der landesüblichen Hauptwaffe in der Hand, folgende Länder: Armenia, Parthia, Asia Minor (Kleinasiens), Dacia (Siebenbürgen), Noricum (Österreich), Gallia, Britannia, Germania, Francia.

Aber auch für diejenigen Länder, wo die Mannestracht die Hose nicht kennt, wird den weiblichen Figuren ganz deutlich die Mannestracht des Landes angelegt. Das ist z. B. der Fall bei der Hispania an dem figurenreichen Panzer des Augustus von Prima porta. Denn ganz wie wir es bei den balearischen Schleuderern im Heere Trajans sehen, hat diese Frau völlig unbekleidete Beine, dagegen Schuhe, einen gegürteten Ärmelrock, Mantel und in der Hand das spanische Schwert. Dasselbe ist der Fall bei der weiblichen Personifikation Indiens auf der bekannten Silberschale von Lampasus, die im Museum zu Konstantinopel sich befindet. Auch diese „India“ hat die indische Mannestracht, nämlich einen Lendenschurz, dazu einen langen, fast den ganzen Körper bedeckenden Shawl und Sandalen, sowie als Waffe einen Bogen in der Hand, während man für gewöhnlich die indischen Frauen mit ganz anderer Kopftracht und dazu mit nacktem Oberkörper darzustellen pflegte.

Diese zahlreichen Beispiele zeigen, daß die weiblichen Personifikationen besiegtter Länder in der römischen Kaiserzeit, vornehmlich im ersten Jahrhundert vor Chr., in der männlichen Tracht dieser Länder dargestellt worden sind. So war es auch bei den Darstellungen der trauernden Germania und also auch bei der Germania des Mainzer Prätoriaums.

Wie konnte also nur ein so tüchtiger Archäologe wie Bienkowski auf den sonderbaren Gedanken verfallen, in der Tracht der Mainzer Germania die gewöhnliche Tracht der germanischen Frauen und im besonderen der Frauen aus dem Chattenlande zu sehen? Und mochte diesem Gedanken auch ein Vielschreiber wie Ed. Heyd in mehreren seiner Schriften begeistert zustimmen, wie konnte sich dem ein Gelehrter wie Karl Schumacher anschließen, der Verfasser zweier Schriften über die antiken Darstellungen von Germanen und von Galliern? Bei beiden Gelehrten ist wieder einmal der klassische Philologe mit dem Archäologen durchgegangen. Mit Hilfe eines sehr unklar gefaßten Satzes des Wort- und Satzkünstlers Tacitus versuchen diese Herren ihre verfehlte archäologische Anschauung auf philologischem Wege zu rechtfertigen. Aber Müllenhoff hat hier längst das Richtige getroffen. Wenn Tacitus sagt, die weibliche Kleidung habe sich von der männlichen kaum unterschieden, so hat er den selbstverständlichen Unterschied männlicher und weiblicher Tracht, insofern letztere fast überall in Europa nur lange, bis an die Erde reichende Gewänder kennt, gar nicht erst besonders hervorheben wollen. Vielmehr bezieht sich seine Äußerung nur auf den Stoff der Kleidungsstücke.

Die Meinung, die schamhaften germanischen Frauen und gerade nur diese wären gleich den Männern in engen Trikotthosen umhergelaufen, ist so ungeheuerlich und geradezu beleidigend für germanisches Fühlen, daß man ohne innere Entrüstung diesen Punkt nur schwer besprechen kann. Warum wird denn von Bienkowski und Schumacher die Trikotthose nicht auch den dakischen, norischen, gallischen, britischen Frauen als gewöhnliche Tracht zugeschrieben? Denn auch diese Frauen tragen doch, wo sie als Darstellungen ihres besiegten Vaterlandes auftreten, die Hose. Und dann, wie kommt es, daß, wo Frauen in lebenswahren Bildern vorgeführt werden, wie an der Trajanssäule, Markusssäule, der Gemma Augustea: sie stets in langen Gewändern erscheinen. Zuweilen ist dies selbst bei den schematischen oder halb-schematischen Triumphaldarstellungen der Fall, wie wir es gleich bei der Gemma Augustea kennen lernen werden (Abb. 450, Taf. XLVIII). Wie will man auf der anderen Seite erklären, daß auf Münzen Domitians, also ungefähr zur selben Zeit, als die Mainzer Germania geschaffen worden ist, die besiegte „Germania“ auch insofern die Kriegstracht der Männer zeigt, als sie mit nacktem Oberkörper dargestellt ist. Glauben Bienkowski und Schumacher, daß die Germaninnen gleich den indischen Frauen tatsächlich sich je so gezeigt haben?

Es wird nun, glaube ich, genug sein, um den unglücklichen, weil durch und durch ungeschichtlichen Gedanken von der Hosentracht germanischer Frauen, hoffentlich für immer, beseitigt zu haben. Aber noch einen Punkt möchte ich berühren. Im 1. Jahrhundert nach Chr. sehen wir die Germanen stets nur in der Kriegstracht dargestellt, diese stets ohne den gegürteten Ärmelrock; im 3. Jahrhundert aber meist mit diesem Ärmelrock bekleidet, weil meist in Friedenstracht; so namentlich auf der Markusssäule. Klassische Archäologen, die nichts von germanischer Vorgeschichte wissen, haben in dem späteren Auftreten des Ärmelrocks der germanischen Männer einen großen Kulturfortschritt sehen wollen, der natürlich erst unter dem Einfluß der Römer sich vollzogen haben soll. Ach, du lieber Gott! Immer dasselbe kenntnislose Phantasieren! Hatten denn etwa die Römer gegürtete Ärmelröcke? Und hatten etwa die Germanen der Vorzeit nicht schon vor Jahrtausenden Ähnliches? Es ist schmerzlich, zu sehen, daß ein Mann wie Karl Schumacher auch diesen „klassischen“ Irrweg mit einschlägt! Bereits in der alten Bronzezeit hatten die Germanen einen gegürteten, sehr langen Schurz, wie es unser Bild (Taf. XI) deutlich genug zeigt. Ebenso hatten die germanischen Frauen damals lange, bis an die Knöchel reichende Röcke. Sie hatten also nicht nötig, solche seit indogermanischer Urzeit in Nord- und Mitteleuropa herrschende Sitte sich wieder erst von den Römern aufdrängen zu lassen.

Diese Beurteilung der germanischen Tracht durch die klassischen Archäologen ist ein so charakteristischer Zug in dem falschen Bilde, das die 'klassische' Wissenschaft im allgemeinen von germanischer Kultur sich macht, daß ein längeres Verweilen bei diesem Punkte gerechtfertigt schien.

Bei fast allen Bildwerken mit Germanendarstellungen fiel es uns auf, daß die antiken Künstler nicht nur die so besondere germanische Schönheit, sondern auch den eigenartigen germanischen Charakter, die germanische Denkf-, Gefühls- und daraus folgende Verhaltungsweise mit tiefem Feingefühl und hohem Wirklichkeitsinn erkannt und verewigt haben. Wer etwa dieses ganz Besondere der germanischen Bildnisse nicht herausfinden sollte oder seine Auffspürung für eine nur uns Deutschen unterlaufende Selbsttäuschung halten möchte, den kann man bald eines Besseren belehren durch Hinweis auf die antiken Darstellungen anderer Völker.

Daß die Galater und Gallier frühgeschichtlicher Zeit, die zwar nicht mehr durch ihre von der germanischen so stark abweichenden Kopf- und Gesichtsgestaltung, wohl aber durch ihren noch bewahrten hohen Wuchs und ihren gleichfalls noch bewahrten lichten Typus in Haut und Haar unter den europäischen Indogermanen in dem nächsten Verwandtschaftsverhältnis zu den Germanen unstreitig noch standen, ist bekannt. Daß sie aber längst nicht die ebenmäßige Körperschönheit der Germanen besaßen, lehrt ein Blick auf den bei aller Naturtreue immerhin noch mit einem gut Teil hellenischer Idealisierung geschaffenen Galatertypus der Diadochenzeit. Die berühmten Köpfe der beiden Galaterkrieger (Abb. 449, Taf. XLVIII), des „sterbenden“ (links), wie des zum Todesstoß ausholenden (rechts), lassen das weit weniger fein gebaute, weniger profilierte Gesicht, sowie die breiteren Backenknochen des Kelten leicht erkennen. Gewaltig ist der Hang zur theatralischen Pose, der sogar bei dem Entschluß zum Tode und im Tode selbst diesen Stamm nicht verläßt. Den Römern haben die Gallier in ihrem sittlichen Charakter sehr wenig imponiert, wie das sehr deutlich auch aus der steten Geringschätzung hervorgeht, mit der ein Tacitus von diesem Volk im Gegensatz zu den Germanen spricht.

Und daß dieser Unterschied der Bewertung dieser beiden Völker bereits hundert Jahre vorher, zur Zeit des Kaisers Augustus, genau derselbe war, das lehrt handgreiflich die Darstellung der unterjochten Stämme auf der Unterhälfte der herrlichen Gemma Augustea (Abb. 450, Taf. XLVIII), jenes Wiener, einst Toulouser Sardonyxkameo aus der Künstlerhand des unter Augustus blühenden Kleinasiaten Dioskurides. Das Werk verherrlicht den Triumph des Tiberius vom Jahre 12 nach Chr. über Germanen und Keltoillyrier und bringt im unteren Teile Vertreter beider Stämme, je einen Mann und eine Frau. Während das männlich schöne, üppig umlockte Antlitz des gefesselten Germanen edlen Zorn gegen die feindlichen Sieger atmet, wird der mit keltischem Halsreife geschmückte Skordiske, dessen Kopf Züge von bäurisch-barbarischer Häßlichkeit, strähniges, ungeordnetes Haupthaar, lüdenhaften Wangenbart und struppigen Kinnbart zeigt, in unterwürfigster Sklavenhaltung wiedergegeben.

Die Züge dieses Stordisten von der unteren Donau finden wir in auffallender Ähnlichkeit wieder bei dem den Keltoillyriern zwar benachbarten, aber als ostindogermanisches Volk (in der führenden Oberschicht wenigstens und in der Sprache ostindogermanisch) verwandtschaftlich recht fernstehenden Stamme der Daker des südlichen und östlichen Ungarns, Siebenbürgens und der Walachei (Abb. 451, Taf. XLVIII). Vertreter des dakischen Stammes sind von römischen Künstlern in den Reliefs der Trajanssäule, wie als Vollstatuen an anderen Plätzen des Trajansforums mit meisterhafter Realistik in der Erfassung des Nationaltypus dargestellt worden. Das Unedle dieses Volkstypus gegenüber dem Germanentypus springt dermaßen in die Augen, daß darüber kein Wort verloren zu werden braucht, zumal wenn wir uns erinnern, daß dieselbe Trajanssäule jenes stolze Bild des als Gesandter vor Trajan erscheinenden Basternenfürsten trägt (Abb. 438, Taf. XLI).

Und dieselben Gegensätze offenbaren die Volkstypen des Siegesdenkmals von Adamklissi (oben S. 207), namentlich die Einzelgestalten der Gefangenen der Zinnenreliefs. Wir sahen schon den prächtigen Basternen der ersten Zinne (Abb. 432, Taf. XLI), und ihm steht eine Reihe ähnlicher Germanen dort und an den Metopen zur Seite (Abb. 433—436). Ganz anderen Schlages sind aber die drei anderen an der unteren Donau damals ansässigen Volksstämme, die ebenfalls von Crassus besiegt, an den Zinnen des Tropäums ihre Verewigung gefunden haben: Geten, Mysen, Thrafer.

Wir sahen schon in einem der Kampfbilder der Metopen (Abb. 437, Taf. XLIII) neben einem römischen Legionsjoldaten einen schwerverwundeten Basternen und einen Geten, der abwehrend sein riesiges Sichel Schwert dem Römer entgegenschwingt. Während an den Zinnen alle vier Feindestämme in annähernd gleicher Anzahl erscheinen, sind an den Metopen die Geten mit den Basternen die beiden weitaus am häufigsten zur Darstellung gebrachten feindlichen Stämme. Die verbündeten Basternen und Geten waren eben die Hauptfeinde, gegen die die beiden anderen, Mysen und eigentliche Thrafer, stark zurücktreten. Den Geten sind nicht weniger als 14 Metopen gewidmet, den Mysern aber und Thrafern, die in der Kriegstracht schwer zu unterscheiden sind, zusammen nur 5 Metopen, von denen nur eine einzige mit Sicherheit den Thrafern zugeschrieben werden kann, die einzige berittene Gestalt unter den Feinden Roms. Die Geten sind sowohl mit den Mysern als auch mit den eigentlichen Thrafern verwandt, insofern alle drei Stämme zur großen thrakischen Völkergruppe gehören. Aufs nächste verwandt sind die Geten aber mit den ihnen nordwestlich benachbarten Dakern in Ungarn und Siebenbürgen. Dies zeigt sich auch in ihrer Tracht und Bewaffnung. Haben die Daker der Trajanssäule, wenigstens die Vornehmen unter ihnen, regelmäßig eine faltige Tuchmütze (pileus), so hier die Geten eine dem Haupthaar enganliegende glatte Filzkappe; führen die Daker ein kleines Sichelmesser, so die Geten das große Sichel Schwert. Aber auch mit den Mysern

haben die Geten einen Zug gemein: beide verbindet die Kitteltracht, falls nicht die Geten, wie es in den Kampfbildern der Metopen meist der Fall ist, mit nacktem Oberkörper erscheinen (z. B. Zinne 6, Metope 9 = Abb. 455, Taf. L), eine Sitte, die sie vielleicht erst von den Basternen angenommen haben. (Abb. 452, Taf. XLVIII; 453, Taf. XLIX; 455, Taf. L).

Von den Geten wissen wir durch Strabo, daß sie sehr unstät lebten, mit ihren Karren oft auf die Wanderschaft gingen und von einem Donauufer nach dem anderen wechselten. Dies finden wir am Denkmal mehrfach bestätigt, da ihnen hier öfter ein Gefährt als charakteristisch beigegeben wird, so auch an Metope 9 (Abb. 455, Taf. L), wo allerdings nur der Führer des Gefährtes Gete ist, während die mitgenommene Familie nach dem Manne zu schließen eine myrische ist. Auch hier muß ich mich gegen Schumacher wenden, der in seinem Verzeichnis der Germanendarstellungen und auch an den Abgüssen im Mainzer Museum selbst die Gestalten dieser Metope wie auch den mit dem gänzlich ungermanischen Sichelschwert ausgerüsteten Geten der Metope 17 (Abb. 437, Taf. XLIII) unbegreiflicherweise als germanisch bezeichnet.

Die Myser oder Möser (Abb. 454, Taf. XLIX; Abb. 455, Taf. L) sind auf der einen Seite durch den kürzeren Kittel nebst Gurt mit den ihnen nordöstlich benachbarten Geten, auf der anderen Seite durch das unbedeckte Haupt und das strähnig abstehende Haar mit ihren südlichen Nachbarn, den eigentlichen Thrakern, verbunden.

Was die eigentlichen Thraker (Abb. 456, Taf. L) in der Tracht für sich allein haben, ist der lange Kaftan, der nicht von einem Gürtel zusammengehalten wird, sondern offen steht, und die hohen Stiefel. Die Geten dagegen sind, soviel ich erkennen kann, überall barfuß dargestellt (z. B. Abb. 453, Taf. XLIX).

Verbunden werden die drei Stämme dadurch, daß die Mehrzahl ihrer Vertreter mit ihren vollrunden, weichlichen Formen an Gesicht, wie Körper etwas von jener Besonderheit der Thraker haben, die uns auch literarisch überliefert wird, die Fettleibigkeit. Spricht doch auch Ovid von der fleischigen Fülle der Getengestalten. Sie alle mit ihrem schwammig aufgedunsenen, weichen Körper, ihrem in langen, straffen Strähnen abstehenden Haar, das gar zu enge und zu rundlich ein bäurisch-derbes, wenig intelligentes Gesicht umkränzt, sie erinnern nur zu lebhaft an die rohen Erscheinungen der heutigen Stämme jener Gegend und Südrusslands und stehen in auffallendster Weise ab von allen Darstellungen germanischen Volkstums.

Ehe ich nun das auch für die germanische Vorgeschichte so bedeutungsvolle Siegesmal von Adamklissi verlasse, drängt es mich noch einiges über eine Streitfrage zu sagen, die sich früher an dieses Denkmal knüpfte, jetzt allerdings längst erledigt ist. Da es aber noch immer eine große Partei gibt, eine solche,

die sich wie überall so auch hier für unfehlbar und allein zuständig hält — eines der sichersten Zeichen kurzsichtiger Beschränktheit —, für die jene große Streitfrage über Adamklissi immer noch besteht oder gar in einem Sinne gelöst ist, der meiner oben ausgesprochenen Ansicht in allem zuwider läuft, so bin ich zu einer kurzen Aussprache mit jener Partei gezwungen. Es ist natürlich keine andere, als die der klassischen Archäologen, jener ganz besonderen und eigentümlichen Freunde der vorgeschichtlichen Archäologie, die in diese Wissenschaft so sehr verliebt sind, daß sie sie am liebsten sogleich ganz verzehren möchten.

Wir haben oben schon erfahren, daß das Triumphdenkmal eine Inschrift trägt, die Trajan hat einmeißeln lassen. Leider ist der Wortlaut der Inschrift so zerstört, daß er nicht mehr wiederherzustellen ist. Doch besagt der erhaltene Teil mit keinem Worte, daß Trajan der Erbauer des Denkmals gewesen ist, dagegen läßt sich der Text ohne Zwang derart ergänzen, daß Trajan darin als Wiederhersteller des Denkmals sich bekundet (oben S. 210 f.). Wie es kam, daß der Inschriftstein bis auf Trajans Zeiten leer geblieben ist, haben wir gleichfalls schon erfahren (S. 209). Die ganze Erkenntnis dieser merkwürdigen Umstände verdanken wir, wie auch bereits bemerkt, Adolf Furtwängler, dem leider der Wissenschaft zu früh entrissenen großen Forscher. Das, was Furtwängler zu dieser Erkenntnis führte, waren neben dem Inhalt der dargestellten Kriegsbilder und dem völkischen Charakter der dargestellten Feindesgestalten seine Beobachtungen über die am Denkmal dargestellte römische Bewaffnung und über den Stil des Denkmals, dieses sowohl als Ganzes betrachtet, wie namentlich auch in dem Figurenfries der Metopen und selbst in den Zinnengestalten.

Verführt durch den Namen Trajans in der Inschrift hatte man das Denkmal zuerst blindlings in die Zeit Trajans gesetzt; ja nicht nur das, der Herausgeber des Denkmals hatte mit allen möglichen Mitteln des Zwanges es sogar fertig bekommen, die Darstellungen für eine Schilderung der großen Dakerkriege Trajans und somit für ein Seitenstück zu der berühmten Trajanssäule in Rom zu halten. Es socht ihn dabei nicht an, daß die Dobrudscha als Ort zur Aufstellung eines Siegesmales für die Dakerkriege so unpassend wie möglich gewählt gewesen wäre, da weder dort Daker je geseßen haben, soweit wir es wissen, noch auch dorthin Trajan während der Dakerkriege gekommen ist. Das Schlimmste an dieser Deutung war aber, daß die Darstellung des Denkmals mit dem der Säule inhaltlich nicht in einem einzigen Punkte übereinstimmt, außer darin, daß es sich auch um einen siegreichen Römerkrieg handelt. Weder ist die Gestalt des Trajan, der die Dakerkriege, wie alle seine Kriege, persönlich an Ort und Stelle geleitet hat, an dem Denkmal irgendwo zu entdecken, noch irgend ein Angehöriger des Dakenvolkes. Dagegen sind drei andere Stämme an dem Denkmal dargestellt, Geten, Myser, und Thrafer, die wiederum bei dem Dakerkriege ganz unbeteiligt waren und daher auf der Säule völlig fehlen. Nur die Basternen erscheinen sowohl am

Denkmal, als auch an der Säule, doch dort als Feinde Roms, hier teils auf Seiten Roms, teils neutral, dort sehr zahlreich und oft, hier recht selten auftretend. Die Aufdeckung dieser Tatsachen hätte genügen müssen, sollte man meinen, um jene erste voreilige Ansicht über Zeit und Bestimmung des Denkmals von Adamklissi ein für allemal zu beseitigen. Aber weit gefehlt. Die klassischen Archäologen verschmähten es, die Augen zu öffnen und zu sehen; sie pochten vielmehr auf ihrem falsch aufgefaßten Inschriftrest und damit war für sie die Angelegenheit erledigt.

Surtwängler stand aber unendlich höher, als die große Mehrzahl seiner Sachgenossen, vor allem auch darin, daß er sich zeitlebens nicht nur mit der „großen“ Kunst, sondern auch mit der Kleinkunst beschäftigt hatte, und nicht nur der Kleinkunst der klassischen Zeit, sondern auch aller früheren Perioden der Vorzeit Südeuropas. Er hatte sich sogar bemüht, auch von den so weit vorgeschrittenen Ergebnissen und namentlich den Methoden der nordischen Vorgeschichtsforschung möglichst viel in sich aufzunehmen und für sein Sondergebiet zu verwerten. Vor allem war es die typologische Methode der nordischen Prähistorie, die wir in diesem Buche ja in allen Kapiteln durch Anwendung auf Einzelfälle, z. B. bei der Entwicklung der Sicherheitsnadeln, Schwerter, Sibelu usw., genügend erläutert haben, die Surtwängler für seine Zwecke ausnutzte.

So kam er dahin zu erkennen, daß die Art der Bewaffnung des römischen Heeres an dem Denkmal von Adamklissi diejenige Stufe der Entwicklung wiedergibt, die in cäsarischer bis frühaugustischer Zeit erreicht war, keineswegs aber noch in trajanischer Epoche bestand, wo alles dieses bereits ganz anders aussah.

Allein hier vermochten die heutigen Vertreter der klassischen Archäologie dem glänzenden Schüler der Vorgeschichtsforschung, als der sich Surtwängler hier erwies, noch viel weniger zu folgen, als vorher. Noch heute sind sie der zuerst aufgestellten verfehlten Ansicht, es handele sich in Adamklissi um ein Trajansdenkmal.

Ein schlagenderer Beweis, daß klassische Archäologie, wie sie in der erdrückenden Überzahl ihrer Vertreter heute noch gehandhabt wird, und Vorgeschichtsforschung nichts miteinander zu tun haben, konnte nicht gut geführt werden, als er hier von den klassischen Archäologen unfreiwillig selbst geführt worden ist. Nicht nur der Stoff ist bei beiden Wissenschaften ein ganz verschiedener: die klassische Archäologie will ein Teil der Kunstgeschichte sein; die Vorgeschichtsforschung aber ist eine allumfassende Wissenschaft, die eine ganze Welt wieder aufzubauen hat, aus einer Epoche, in der es keinen geschriebenen Buchstaben gibt, außerordentlich wenig oder gar keine große Kunst, aber recht viel Kleinkunst. Die Vorgeschichtsforschung hat nicht nur ein gewaltiges Feld typologischer und stilistischer Arbeit zu bewältigen, sie hat auch Boden- und Klimaverhältnisse der Epochen festzustellen und kann

dabei die Hilfe der Diluvialgeologie und vorgeschichtlichen Landeskunde unmöglich missen. Die Vorgeschichtsforschung hat es in ihren Grabfunden allenthalben auch mit menschlichen und tierischen Skeletten zu tun: so kann sie sich den Fragen der vorgeschichtlichen Rassenforschung und auch der Tierzucht nicht entziehen. Im Gegenteil kann sie von diesem Stoffe gar nicht genug in ihre Hände bekommen und mit diesen Fragen gar nicht eingehend genug sich beschäftigen, denn sie hat ja auch die schwere, aber schöne Aufgabe, den Volkstörper vergangener Jahrtausende in seinem wahrsten leiblichen Sinne soweit zu erkennen, daß die allmähliche Entstehung der heutigen Völker Europas, und daneben auch der gesamten Mittelmeerwelt und Vorderasiens in leiblichem Sinne immer klarer herausgearbeitet werden kann. Zur Vorgeschichtsforschung gehört endlich auch als ein außerordentlich wichtiger Bestandteil die von mir geschaffene Siedlungsarchäologie, die das Werden, Wandern und Vergehen von Kulturen und von sie tragenden Siedlungsgebieten, d. h. Völkern und Stämmen, erforscht: eine ungemein langwierige, aber ebenso erfolgreiche Arbeitsweise.

Das sind also die ungeheuer viel größeren Aufgaben der Vorgeschichtsforschung gegenüber der klassischen Archäologie: wenn letztere auch über kurz oder lang sich mit der Vorzeit Südeuropas in eingehender Weise beschäftigen sollte — vorläufig tun dies ihre Vertreter nur ganz ausnahmsweise, für gewöhnlich aber kaum in oberflächlicher Weise —, so wird sie doch immer — wenn es hoch kommt — bei einem anderthalb Jahrtausende vor der Gegenwart liegenden Zeitpunkt das Ende ihres Interesses finden.

Die Vorgeschichtsforschung dagegen macht nicht eher Halt, als bis sie in die Gegenwart, in die heutigen Verhältnisse, einmünden kann. Ja, sie muß notgedrungen, wie bei den anthropologischen Verhältnissen der Bevölkerungen, bei Gebräuchen und religiösen Vorstellungen des Landvolkes und in vielen anderen Fällen, die Gegenwart als wichtige Quelle für die Erschließung der vorgeschichtlichen Urzeit heranziehen.

Alles das liegt der klassischen Archäologie, in ihren landschaftlich, zeitlich und stofflich eng gezogenen Schranken, vollkommen fern. Ihre Methode ist nicht die Methode der Vorgeschichtsforschung und umgekehrt. Darum leisten auch die Schüler der klassischen Archäologie, zumal wenn sie, wie das bei der ihnen angeborenen Bescheidenheit gewöhnlich ist, im Handumdrehen nicht nur ausgebildete Prähistoriker werden zu können vermeinen, sondern (man höre und staune) sogar die besser, die von vornherein am besten ausgebildeten Prähistoriker zu sein in Anspruch nehmen, — darum leisten diese Herren, sage ich, für gewöhnlich nichts oder nur traurig wenig in der Vorgeschichte. Freilich zeigen sie, wenn sie sich diesem Fach zuwenden, in der Regel nur eine halbe Hingabe, denn ihr Herz wohnt nun einmal in Südeuropa, in Griechenland oder im Ostlande, und die entsagungsvolle und ungemein viel Zeit erfordernde Arbeit, die für nennenswerte Leistungen auf dem Gebiete mittel-

und nordeuropäischer Vorgeschichtsforschung nun einmal aufzubringen notwendig ist, sind sie meist nicht imstande, und haben sie meist auch nicht die Neigung, zu leisten.

Wenn diese Gruppe klassischer Archäologen oder auch nur diejenigen unter ihnen, die sich verurteilt fühlen, nördlich der Alpen Römerforschung zu treiben, so ganz unter sich zu sein glauben, so machen sie ja aus ihrem Herzen keine Mördergrube, sondern sie leiten, um „Stimmung“ zu machen, ihren Vortrag mit dem bekannten Satze aus dem zweiten Kapitel der Germania ein, wo Tacitus rhetorisch fragt: Wer möchte Asien oder Afrika oder Italien verlassen, um nach Germanien zu ziehen, einem Lande ohne Schönheit, mit rauhem Klima, unerfreulich dem Bebauer wie dem Beschauer?

So kommt es, daß, wenn wir von den Historikern und Germanisten als einem Mitteldinge hier absehen, die Naturforscher entschieden ein weit besseres Rüstzeug für große Leistungen auf dem Gebiet der Vorgeschichtsforschung mitbringen, als die klassischen Archäologen. Ein klassisches Beispiel dafür ist der in diesem Buch so oft genannte, unvergeßliche Otto Tischler. Von Hause aus Naturforscher hat er den ganzen geschichtlichen und archäologischen Hilfsstoff, den er für seinen großartigen Betrieb der europäischen Vorgeschichte zu beherrschen nötig hatte, sich spielend angeeignet. Er war es, der die große Epoche der früheisenzeitlichen gallischen Kultur, die wir die Latène-Kultur nennen, als erster und sogleich so eindringend erforscht hat, daß seitdem die großen Züge unserer Kenntnis hier für immer festgelegt sind und daß nach Tischlers Leistung diese Epoche nur noch in den Einzelheiten genauer durchgearbeitet und nur der gesamte Stoff weiter aufgefüllt werden konnte. Und der Beginn dieser von Tischler erschlossenen Epoche, der früheste Latène-Abschnitt, ist der kurze Zeitraum, wo, kaum ein bis anderthalb Jahrhunderte lang, der durch die einheimischen Schöpfungen an sich schon interessant genug gestaltete reiche Kulturinhalt der Epoche im linksseitigen Rheinland und Süddeutschland einen Nebenreiz dadurch erhält, daß griechische Bronzegefäße aus Unteritalien reichlich eingeführt werden. Natürlich spielt diese Einfuhrware gegenüber der gleichzeitigen einheimischen Ware zahlenmäßig eine nur geringe Rolle. In den gewaltig langen und inhaltschweren Kulturläufen der gesamten mittel- und nordeuropäischen Vorgeschichte vollends bedeutet die Tatsache jener ganz vorübergehend geübten griechischen Einfuhr nur eine bis zur Winzigkeit zusammenschrumpfende, ja geradezu verschwindende Einzelheit. Und diese winzige Einzelheit wollte ein klassischer Archäologe neuerdings benutzen, um daran die Behauptung zu knüpfen, die ganze europäische, also auch die mittel- und nordeuropäische Vorgeschichtsforschung sei nur ein Teil, eigentlich nur ein Anhängsel der klassischen Archäologie. Dieser Herr, übrigens der frühere Vertreter der klassischen Archäologie zu Berlin, konnte weiter erklären, ohne ein homerisches Gelächter in seinem Kreise auszulösen: seiner Ansicht nach müsse, wer ein rechter Prähistoriker werden wolle, nicht Prä-

historie studieren, sondern — klassische Archäologie; für einen solchen Archäologen genüge dann nach dem Studium ein einjähriger Aufenthalt an einem größeren Museum, etwa in Mainz, um der gesamten Vorgeschichtsforschung mächtig zu werden. Und wie ehrlich dieser Herr es mit der Vorgeschichtsforschung meint und mit ihrer „richtigen Organisation“, zu deren Anbahnung er, obwohl vollkommener Laie darin, sich dennoch berufen zu fühlen scheint, geht daraus hervor, daß er sich an die Studierenden der Vorgeschichte heranzumacht und ihnen versichert, er werde der Vorgeschichte als selbständiger Wissenschaft den Garau machen.

Nun mit viel größerem Rechte könnte der Vertreter der Geologie oder der Anthropologie verlangen, der werdende Prähistoriker sollte statt Prähistorie nur Geologie oder Anthropologie studieren, um nach beendetem Studium nach Mainz zu gehen und dort alsbald zu einem vollen Prähistoriker sich umzubilden. Das wäre noch nicht derjenige Gipfel der Unsinnigkeit, den jener genannte Berliner erklimmen hat. In die Denkweise jenes klassischen Archäologen erst einmal eingelebt, könnte man mit genau demselben Rechte sagen, die klassische Archäologie sei nur ein Teil und ein recht kleiner Teil der gesamteuropäischen Vorgeschichte: also fort mit dem Studium der klassischen Archäologie und nur noch Vorgeschichte studiert, dann ein Jahr nach Rom oder Athen, und man ist ein vollendeter klassischer Archäologe! Ich brauche nicht zu erwähnen, daß die Direktion des Mainzer Römisch-Germanischen Museums mit diesen Berliner Unsinnigkeiten nicht in dem geringsten Zusammenhang steht, was ich auch daran erkannt habe, daß noch neuerdings angehende Studenten, die der Prähistorie sich widmen wollten und in Mainz darüber anfragten, von dort her an mich gewiesen worden sind.

Ich kann über das ganze Vorgehen jenes Berliner Herrn gegen die deutsche Vorgeschichte nur sagen, daß ich es als pathologisch auffasse. Solche Ergüsse, wie die oben mitgeteilten, und andere immer desselben Herrn, wonach es der Vorgeschichte und vor allem dem Unterricht in der Vorgeschichte „an der notwendigen Universalität“ fehlen solle, wie sie etwa die klassische Archäologie besitze — eine in völliger Verblendung gegenüber den tatsächlichen Verhältnissen geschehene Äußerung, da es ja wohl ziemlich allgemein anerkannt ist, daß der klassischen Altertumswissenschaft eine große Enge des Gesichtsfreies eigentümlich ist, während die Weite der Interessen der Vorgeschichtsforschung soeben geschildert worden ist — solche Ergüsse, sage ich, sind nicht ein Ausfluß ruhiger Tätigkeit des sachlich denkenden Verstandes, sondern schießen empor lediglich aus haßerfülltem Herzen. Mein oben abgegebenes Urteil, daß die Methode und der Stoff der klassischen Archäologie so ziemlich die schlechteste Vorbildung für den Betrieb der mittel- und nordeuropäischen Vorgeschichtsforschung sind, ist ein aus genügender Erfahrung aufgebautes, wohlwogeneres Urteil. Ich bin nicht nur der prähistorische Sachmann, der in Deutschland die weitesten Sachinteressen, die umfassendste Stoffkenntnis und ein-

gehendste Personalkennntnis besitzt, sondern ich habe auch nach der anderen Seite ein unbefangenes und begründetes Urteil, denn ich habe nicht nur in jungen Jahren zehn Semester klassische Philologie und klassische Archäologie studiert, ich habe auch in der Folgezeit nie die Fühlung mit der klassischen Archäologie aufgegeben und meine Vorlesungen über südeuropäische Bronzezeit, über die Römergeschichte an Rhein und Donau und meine literarische Betätigung sind weitere Beweise, daß ich andauernd über den Zaun Mitteleuropas sehr stark nach Südeuropa hineinguckte. Mein Urteil über klassische und vorgeschichtliche Archäologie ist also ausreichend auch nach der klassischen Seite hin gestützt.

Jener Berliner klassische Archäologe aber hat sein Leben lang über die klassischen Zaunpfähle nicht hinübergeschaut und besitzt über die wesentlichen Aufgaben der Vorgeschichte teils gar keine, teils kindlich urzeitliche Vorstellungen. Und obendrein wird seine Fähigkeit zum Urteil über diese Wissenschaft durch seinen ungezügelten Haß gegen sie und gegen meine Person vollkommen aufgehoben. Meine Person hier zu erwähnen, bin ich leider gezwungen, weil jener Klassiker vor Jahren einmal den Versuch machte, für jenen oben genannten kurzen „griechischen“ Zeitraum der gallischen Kultur des 5.—4. Jahrhunderts vor Chr. einen ganz kleinen neuen Gedanken auszusprechen. Obwohl jener Herr diesen winzigen Ausschnitt als denjenigen einzigen Teil der mitteleuropäischen Vorgeschichte erklärt hat, auf dem er sich umgetan habe, so mißlang sein Versuch dennoch gänzlich. Denn dieser Klassiker setzte in seiner Unkenntnis der Vorgeschichte ein Kunstwerk des 4. Jahrhunderts nach Chr. in das von ihm angeblich so gut studierte 4. Jahrh. vor Chr., so daß ich damals gezwungen war, ihn etwas unsanft in seine „klassischen“ Schranken zurückzuweisen.

Es wäre auf alle Fälle sehr angezeigt, daß jedes Sach und jeder Sachvertreter vor seiner eigenen Türekehrte. Für jenen Herrn insbesondere hätte es sich vielleicht eher empfohlen, erst einmal die beiden schon sehr verschossenen halben Lorbeerblätter, über die er verfügte, jenes von 1879 und das von 1886, mit frischer grüner Farbe zu überziehen. Man kommt wirklich in eine peinliche Lage, wenn man von jungen Leuten gefragt wird, was denn dieser Herr eigentlich geleistet habe, und man antworten muß: aus seinen letzten 28 Jahren ist etwas Nennenswertes nicht bekannt geworden.

Nach dieser leider recht langen, aber für die Würde und das Fortkommen der deutschen Vorgeschichtsforschung unbedingt notwendig gewesenem Abschweifung kehren wir nun zu dem „geliebten“ Adamklissi zurück, wie Surtwängler es in seinen letzten Jahren zu nennen pflegte.

Zweierlei haben wir noch zu behandeln, von denen jedes, auch abgesehen von allen bisher schon angeführten schlagenden Gründen, für sich allein schon genügen müßte, um Surtwänglers Ansicht als die allein mögliche zu erweisen.

Das erste ist die römische Tracht und Bewaffnung. Beweisend sind hier acht Umstände.

Alle römischen Soldaten des Denkmals sind ausnahmslos rasiert; auf der Trajanssäule dagegen sieht man schon viel härtige Soldaten, selbst in der Umgebung des Kaisers, so daß sich die härtige hadrianische Zeit dort schon ankündigt.

Von den Angriffswaffen fällt zu Adamklissi das große cäsarische Pilum, die kolossale Wurflanze, auf; da dieses nur bis zur flavischen Epoche sich hält, etwa 70 nach Chr., fehlt es naturgemäß auf der Säule.

Von den Verteidigungswaffen ist zu Adamklissi besonders wichtig der von jeder Gattung von Soldaten getragene eiserne Kettenpanzer und der Schuppenpanzer (Abb. 437, Taf. XLIII); es fehlt wiederum der erst zur flavischen Epoche aufgekommene orientalische Schienen- oder Streifenpanzer, der auf der Säule die ständige Tracht des Legionars ist.

Da das Cingulum, die vom Gürtel über die Bauchmitte senkrecht herabhängenden breiten Lederstreifen, die bereits frühe im 1. Jahrhundert nach Chr. allgemein üblich werden und auch das 2. Jahrhundert noch andauern, in Adamklissi völlig fehlt, muß das Denkmal notwendig in das 1. Jahrhundert vor Chr. fallen.

An Schilden zeigt Adamklissi bald den langen ovalen, bald den halbzyklindrischen, an den Seiten stumpfwinklig ausgebogenen (Abb. 437), auf der Trajanssäule aber haben nur die Hilfstruppen einen zwar auch ovalen, dabei jedoch kleineren Schild, während der Legionar stets den halbzyklindrischen, aber nun nicht mehr stumpfwinklig ausgebogenen, sondern vollkommen rechtwinklig gerade abgeschnittenen Schild trägt, das sog. scutum.

Die Standartenträger und Hornbläser haben in Adamklissi noch nicht die zur flavischen Epoche aufgekommene Tierfellbekleidung, die in dem Eindringen starker fremder Bestandteile ins römische Heer ihren Ursprung hatte.

Die Helme sind in Adamklissi sehr schwer und nach orientalischer Weise stark kegelförmig, mit einem Doppelknopf an der Spitze, von dem aus Rippen nach dem Stirnband herablaufen (Abb. 437); der Nackenschutz reicht sehr tief herab, was schon zu Beginn des 1. Jahrhunderts nach Chr. nicht mehr in dem Maße der Fall ist; außerdem wird aus der Kegelform dann eine einfache Halbkugelform.

In Adamklissi erscheinen noch mehrfach Beinschienen am linken Bein, Armschienen am rechten Arm (Abb. 437), beides griechische Dinge, die nach dem Militärschriftsteller Vegetius nur „im Altertum“, zu Ciceros Zeiten, üblich waren; auf der Trajanssäule fehlen sie völlig.

Von der für Adamklissi charakteristischen Verwendung eines weißen sehr harten Kalksteins und dem damit in Zusammenhang stehenden harten und ungelentken Stil der Figuren sprachen wir schon (oben S. 211). Seit flavischer Zeit

jetzt auch hier ein Umschwung ein: an die Stelle des Kalksteins treten weichere Gesteinsarten, wie Sandstein; der Stil wird nun weicher, freilich auch viel flauer. Es kommt eine Art Hellenisierung auf, indem das Malerische der Darstellung jetzt erstrebt wird. Statt der früheren Ausbreitung auf die Fläche stellten sich nun Verkürzungen ein, sogar hellenisches Pathos. Jene trockene naturtreue oberitalische, also im Grunde gallische Soldatenkunst von Adamklissi hat ihr für die Frühzeit beweisendes Seitenstück in den gleichfalls von den oberitalischen Legionen geschaffenen frühen Soldatengrabsteinen an Rhein und Donau.

Damit sei die Betrachtung über Adamklissi nicht nur, sondern auch über die Darstellungen fremder Völkerschaften im Verhältnis zu derjenigen der Germanen durch griechische und römische Künstler abgeschlossen.

Säßen wir den Gesamteindruck der Germanendarstellungen in kurzen Sätzen zusammen, so können wir sagen: aus allen germanischen Gestalten spricht das ruhige Selbstbewußtsein, die verhaltene Kraft und Willensstärke, die körperliche Leistungsfähigkeit, wie die geistige Verfassung, die den Deutschen auszeichnen: das ruhige maßvolle Denken, aber auch der unbändige Freiheitsdrang, der eigenwillige Individualismus. Jedenfalls körperliche Schönheit, hohe geistige Begabung, harter Charakter.

Ein solches Volk — das waren keine faulen Bärenhäuter, die ihre Trägheit nur dadurch unterbrachen, daß sie „immer noch eins“ tranken, — um sich dann im Gerause totzuschlagen. Nein, solche klassischen Sabeleien gehören in die Bierzeitung und in das ulkige Kneiplied, aber nicht in die geschichtliche Darstellung — mögen auch klassische Historiker von heute darüber ihre Sondermeinung hegen. Von Urzeiten her waren wir gute Trinker und wir sind es noch heute; aber wir trinken nicht immer und wir tranken auch nicht immer; sondern zuvor taten wir unsere Pflicht mit Energie und zäher Ausdauer und erst nach sauern Wochen kam dann ein Festtag mit ungebundener Lust. Und so war es auch bei den Germanen; so muß es immer bei ihnen gewesen sein. Wenn wir in den ersten zwei bis drei Jahrhunderten unserer Zeitrechnung in den germanischen Gräbern das Trinkhorn in Doppelzahl keine unbedeutende Rolle spielen sehen, so ist nochmals an Cäsar zu erinnern, der berichtet, daß die Trinkhörner nur bei festlichen Gelagen verwendet wurden. Also auch die alten Germanen zechten nicht täglich, sondern nur ausnahmsweise. Und das ist ja für jeden denkenden Menschen eine selbstverständliche Voraussetzung. Ein Zechervolk ist auf die Dauer kein Heldenvolk. Die Germanen waren aber ein Heldenvolk und sind es stets geblieben. Denn nur ein durch und durch mannhaftes, leistungsfähiges Volk konnte am Ende der römischen Kaiserzeit die Welt erobern.

Und wie war es 2—3000 Jahre vorher? Welche Antwort gibt darauf die vorgeschichtliche Archäologie, insonderheit die Siedlungsarchäologie, wie ich sie erdacht, seit einem viertel Jahrhundert ausgebildet und in der Schrift

über „die Herkunft der Germanen“ kurz beschrieben habe? Die Haupt-  
ergebnisse wurden schon in die Darstellung der Gefäßkunst der Steinzeit  
verwoben (oben S. 19f.): Vom nördlichen Mitteleuropa, von der Ostsee her  
und weiter dann von der oberen und mittleren Donau sind damals, im  
dritten Jahrtausend vor Chr., die großen Völkerbewegungen ausgegangen,  
die ganz Europa, vor allem Südeuropa und Vorderasien mit derjenigen  
Bevölkerung erfüllt haben, die unsere Sprache spricht, die Sprache der Indo-  
germanen. Überall dort wurde mitteleuropäisches Blut die herrschende Klasse  
und hat, auch wo es allmählich bis in ein Nichts oder fast in ein Nichts ver-  
flüchtigt worden ist, zum ewigen Angedenken des weltgeschichtlichen Berufes  
unserer Stämme wenigstens unsere Sprache dort untilgbar den Ländern  
eingepägt.

---

